



Frankfurter Allgemeine
Magazin

JANUAR 2022

Schöner
blühen

Victor Breuer
erfüllt Blüenträume

Ursula Edelmann
sieht Frankfurt anders

Kristen Stewart
deutet Prinzessin Diana neu

Fabian und Cornelius Lange
trinken besten Wein

Natalia's Maxxo Moment

Für Reservierungen rufen Sie bitte
+90 242 444 6299 an oder senden
Sie eine Email an Book@maxxroyal.com
www.maxxroyal.com

MAXXROYAL
RESORTS



Occhio



culture of light

Alma Hasun and Mads Mikkelsen
illuminated by Mito aura.
Watch the movie on occhio.com

FREI VON CLOUD

Ja, das ist doch mal eine tolle Idee für dieses Editorial: der „digital overload“, diese ständige Überforderung durch neue Programme und Apps und Tools und so weiter. Also, 8.39 Uhr, frisch ans Werk, Computer anstellen, Programm aufrufen, flammendes Plädoyer für mehr Achtsamkeit in die Tasten hauen. Dann das: „Ihr Browser oder Betriebssystem wird nicht mehr unterstützt. Möglicherweise müssen Sie erst die aktuellen Betriebssystem-Updates installieren.“ Wie soll ich nun meine Thesen verbreiten? Kein Problem: Wenn das mit den Aktualisierungen nicht klappt, dann kann man auch Windows-Registrierungseinträge für Acrobat erstellen, sagt mir der Computer, ich zitiere: „Acrobat.exe“=dword:00002af8“, „AASIapp.exe“=dword:00002af8“, „AcroLicApp.exe“=dword:00002af8“ und so weiter, na, Sie wissen schon. Bevor ich also mein inneres Betriebssystem update, hier noch ein paar Worte zur digitalen Überforderung. Es wird schlimmer, weil es besser werden soll. Wir Anwender hinken den Programmierern hinterher. Jetzt greift es auch schon aufs Telefon über. Vor ein paar Wochen saß ich schreibend in einer Hotellobby in Paris, plötzlich klingelte es, ich nahm ab, und aus dem Laptop heraus rief eine Stimme in voller Lautstärke: „Hallo, Herr Kaiser!“ Ich wusste nicht, wie ich die Stimme auf mein Handy umleiten konnte, ich wusste nicht, wie ich sie leiser bekam, ich wusste nur, dass sich ein Dutzend Menschen in der Lobby über diesen einsamen Irren wunderten, der hektisch flüsternd mit einem schreienden Laptop sprach. Mein Fehler, natürlich. Die nachsichtigen Männer im Halbarmhemd, also die IT-Berater, haben es wahrscheinlich alles mal erklärt. Inzwischen hat man so viel mit der digitalen Oberfläche zu tun („Google verwendet Cookies“, „Ihr Browser wird nicht unterstützt“, „Akzeptieren und weiter“, „Passwort vergessen?“), dass man kaum noch in die Tiefe vordringt. Ein Kollege meinte vor kurzem, als er über ein neues Layout-System klagte: „Man traut sich ja kaum noch, überhaupt etwas zu schreiben.“ Wir haben es trotzdem geschafft. Das Schreiben – und Lesen – empfehlen wir sogar als kleine Therapie gegen die digitale Überforderung. Wie ein Florist Blumensträuße neu erfindet, warum Kristen Stewart eine tolle Schauspielerin ist, wie man sich eine verloren geglaubte Muttersprache aneignet, wie man sich auch in einer langen Ehe die Lust aufeinander bewahren kann: Lesen Sie das alles einfach mal! Jetzt habe ich auch diesen Text hier richtig eingegeben, mit Hilfe eines freundlichen Computerberaters.

Mir hatte nur ein Update für die Creative Cloud gefehlt.
Wenn's mehr nicht ist! *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Johanna Christner, Johanna Dürholz, Claus Eckert, Sebastian Eder, Aylin Güler, Caroline Jebens, Jasmin Jouhar, Ben Kuhlmann, Cornelius Lange, Fabian Lange, Eva Reik, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Michael Spehr, Bernd Steinle, Natalia Wenzel-Warkentin, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Cornelia von Wrangel

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Sv.)

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:
Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauken, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
Andreas Gierth

Druck:
Mohndruck GmbH
Carl-Berelsmann-Straße 161M
33511 Gütersloh

brühl



bruehl.com



EASY PIECES FOREVER
DESIGN KATI MEYER-BRÜHL



PASSION FOR DESIGN · ECO-CERTIFIED · HANDCRAFTED FOR YOU



MAFALDA RAKOŠ hat neben ihrem Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien einen Abschluss in Kultur- und Sozialanthropologie. Anschließend zog es sie an die Royal Academy of Art in Den Haag, wo sie mittlerweile unterrichtet. Für uns musste die Fotografin, die in Wien und Amsterdam lebt, nicht weit fahren. Die beiden Gründer des neuen Möbellabels Typ (Seite 28) nahm sie gewissermaßen vor ihrer Haustür auf: in deren provisorischem Showroom im neunten Wiener Gemeindebezirk.



MARIA WIESNER sitzt im Kino am liebsten vorn, weil sie gern vom Film verschluckt wird – und weil man vor der hellen Leinwand am besten Notizen machen kann. In den Aufzeichnungen zu Pablo Larraíns Film „Spencer“, der nächste Woche in die deutschen Kinos kommt, finden sich zu gleichen Teilen Modeskizzen und begeisterte Ausrufe über die Hauptdarstellerin Kristen Stewart. Seit Jahren schon hat unsere Redakteurin die eigenwillige Schauspielerinnen bei ihren Auftritten auf Filmfestivals beobachtet. Jetzt war es höchste Zeit, sie und ihre neue Rolle als Prinzessin Diana ausführlich zu beschreiben. (Seite 32)

FOTOS: FRANK RÖTHIGEL, FABIAN WEISS, KAS HARBABI

MILTARBEITLER

CORNELIA VON WRANGEL wollte einst nach fünf Jahren weg aus Frankfurt. Pustekuchen! Es wurden Jahrzehnte. Von der Elbe zog sie damals an den Main, um bei der F.A.Z. zu arbeiten, erst im Lokalteil (damals noch „Zeitung für Frankfurt“), dann bei der regionalen und danach bei der überregionalen Sonntagszeitung. Da lernt man eine Stadt natürlich schätzen. Für dieses Heft hat sie ihr Frankfurt noch einmal ganz neu gesehen: durch die Augen von Ursula Edelmann (Seite 22). Die 95 Jahre alte Fotografin hat die Entwicklung von der armseligen Nachkriegszeit bis heute tausendfach im Bild festgehalten.



NATALIA WENZEL-WARKENTIN hat kaum Erinnerungen an ihre westsibirische Heimat. Das kleine Dorf mit den holprigen Straßen kennt sie nur von Fotos. Irgendwann will sie auf jeden Fall dorthin zurück. Dafür lernt die Neunundzwanzigjährige, die als Redakteurin vom Dienst bei FAZ.NET arbeitet, ihre Muttersprache neu. Denn die ist ihr vor vielen Jahren verloren gegangen. Im Sprachkurs (Seite 38) sucht sie auch nach den eigenen Wurzeln – und versucht, den Knoten in ihrer Zunge zu lösen.



SAMMLER WERDEN DER BESTE VORSATZ FÜR 2022

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Guachinarte San Fernando Valley, Aufl. 150, handsigniert
64,4 x 84,4 cm, Edition Nr. GUA09, gerahmt, 749 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2 10887 Berlin
Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Interiors © Herrendorf Interior Design, Berlin



LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTT GART · WIESBADEN

THE LIBERATION OF ART

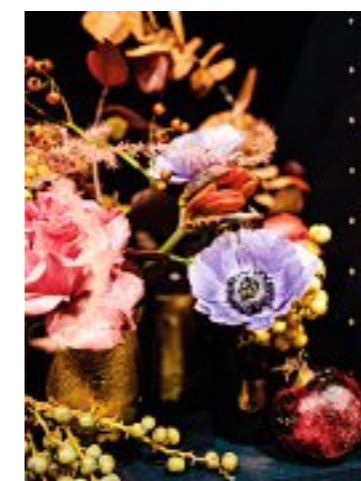
LUMAS



Süße Idee: Rapperin Shirin David ist auch mit ihrem Eistree Dirtea erfolgreich. Wir haben ihn getestet. Und dazu vier weitere Food-Produkte mit Promi-Faktor. (Seite 34)



Reife Leistung: Die Schauspielerin Kristen Stewart verkörpert im Film „Spencer“ Prinzessin Diana. (Seite 32)



ZUM TITEL
Die Blumen des Floristen Victor Breuer hat Stefan Finger am 2. Dezember 2021 in Düsseldorf fotografiert.

- 10 ANNIE TAYLOR
- 14 WOLFGANG VOIGT
- 36 DORIS MATHILDE LUCKE
- 40 GEBRÜDER LANGE
- 42 VERONIKA HEILBRUNNER

WINTER Ja, natürlich, Fäustlinge mögen unpraktisch sein. Aber sie sind kuschelig warm. *Seite 12*

TECHNIK Diese acht Ideen erleichtern das digitale Arbeiten im Homeoffice. *Seite 37*

REISE Bamberg heißt nicht umsonst Klein-Venedig. Nur das Wetter ist anders. *Seite 21*

LEBEN Unsere Autorin sprach als Kind Russisch – und nähert sich der Sprache nun wieder an. *Seite 38*

DESIGN Die neue Möbelmarke Typ bringt Entwürfe aus dem Archiv in die Gegenwart. *Seite 28*

KÜCHE Der Frankfurter Kranz gehört zu dieser Stadt wie Grie Soß, Handkäs und Ebbelwei. *Seite 41*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 12. Februar bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin
Twitter: @fazmagazin



FOTOS MARTIN ALBERMANN, URSULA EDELMANN, DOJA UNTERNEHMEN

Zeitbild: Ursula Edelmann hat den Wiederaufstieg Frankfurts nach dem Zweiten Weltkrieg fotografisch festgehalten. Wie etwa 1962 die Treppe im Römer. (Seite 22)



Sitzplatz: Den Barhocker Treble hat der Berliner Designer Mark Braun für den Möbelproduzenten Northern entworfen – eine von 15 Neuheiten, die wir vorstellen. (Seite 30)



I. Wie kommt man am besten aus einer Sackgasse? „Nur mit einem großen Sprung“, dachte die 62 Jahre alte Lehrerin Annie Taylor, als sie 1901 einen gewagten Entschluss fasste. Ihr ganzes Leben hatte sie weit über ihre Verhältnisse gelebt, nun war sie endgültig mittellos. In der Hoffnung auf Wohlstand kam ihr eine kühne Idee: Sie wollte als erster Mensch die Niagarafälle in einem Fass hinabtreiben.



II. Sie ließ sich ein 140 Meter langes gepolstertes Eichenfass bauen, das aufrecht schwamm, weil sie es mit einem Amboss beschwerte. Das Fass taufte sie „Queen of the Mist“. Ein erster Testlauf fand am 18. Oktober 1901 mit einer Katze statt. Das Tier überlebte – mit schweren Kopfverletzungen.

ANNIE

TAYLOR



III. Sechs Tage später, an ihrem 63. Geburtstag, stieg Annie Taylor selbst in das Fass. Sie wurde sofort von der Strömung erfasst und stürzte an den Horseshoe Falls 53 Meter in die Tiefe. Gut 20 Minuten später wurde sie gerettet. Bis auf eine leichte Prellung war sie unverehrt geblieben. Wegen eines Schocks musste sie jedoch im Krankenhaus behandelt werden.



IV. Annie Taylors Hoffnung auf Ruhm und schnelles Geld blieb dennoch unerfüllt. Sie lehnte viele Angebote wie einen Filmauftritt ab. Und die Presse hatte nur wenig Interesse an einer Frau ihres Alters. Wenig später stahl ihr Manager das Fass, um eine andere Frau in Chicago in dem Theaterstück „Over the Falls“ damit auftreten zu lassen.

★ 1838

† 1921



V. Mit dem Honorar für ihre Autobiografie konnte Annie Taylor das Fass zurückkaufen. Sie suchte sich einen neuen Manager, doch auch er verschwand wieder mit dem Fass. So war sie gezwungen, mit einem Nachbau in Niagara Falls für Touristen zu posieren und Andenken zu verkaufen.



VI. Annie Taylor kam finanziell nie wieder recht auf die Beine. Sie versuchte sich unter anderem als Wahrsagerin und überlegte mit 73 Jahren, noch einmal die Fälle hinabzufahren. 1921 starb sie in einem Armenhaus.

Von Simon Schwartz

MR MARVIS

AMSTERDAM



MR MARVIS

DIE EASIES SIEH GUT AUS, FÜHL DICH ENTSPANNT

Diese Saison kannst du das nächste Level an Bequemlichkeit mit den Easies erreichen - unserer idealen Vorstellung von Jogginghosen. Neben ihrer Bequemlichkeit sehen "Die Easies" auch unfassbar schick aus. Das macht sie perfekt für Sonntage auf dem Sofa als auch für das (Home-)Office. Die Easies sind unsere vielseitigsten Hosen überhaupt. Jetzt in 15 Farben erhältlich.



BESTELLE JETZT DIE EASIES AUF MRMARVIS.DE

PRÊT-À-PARLER



Hantieren oder frieren

Es gibt Gründe gegen ein Paar Fäustlinge. Wer sie trägt, ist damit in Sachen Feinmotorik ein Totalausfall. In der Tasche nach einem Tempo suchen, einen Mund-Nasen-Schutz über die Ohren ziehen, das Fahrradschloss öffnen, mit Fäustlingen ist das kaum machbar. Andererseits: Noch dringlicher als diese Alltagstätigkeiten in der analogen Welt sind häufig die Neuigkeiten auf dem Handy. Auch da sind einem in Fäustlingen die Hände gebunden, nur kommt man in Fingerhandschuhen mit Wischen auf dem Display eben auch nicht weiter. Als es gerade richtig losging mit den Smartphones und sozialen Netzwerken, Anfang der Zehnerjahre, gab es erste Lösungen für das Problem – Fingerlinge mit Sensoren, um das Handy zu bedienen. Seitdem ist eine ganze Kategorie Technik-Bekleidung entstanden, *wearables*. Alles lässt sich heute messen, sofern es nur nah genug am Körper sitzt, und mit der Uhr nimmt man den Anruf entgegen. Handschuhe mit Smartphone-sensiblen Sensoren, die etwa so funktionieren wie ein digitaler Kugelschreiber, haben sich hingegen nicht durchgesetzt. Es gibt sie jedenfalls bislang nicht von Apple. Dafür setzt die Mode zunehmend auf Fäustlinge. Es könnte auch damit zu tun haben, dass Menschen sich eben doch ändern, oder zumindest Gewohnheiten ablegen. Viele zünden mittlerweile seltener in der Kälte eine Zigarette an, greifen nicht mehr so häufig zum Plastikdeckel für den Coffee-to-go, um nur zwei Situationen zu nennen, in denen Fäustlinge schon immer unpraktisch waren. Dafür sind sie kuschelig warm. Richtig tief drin in der Lammfell-Höhle stecken die Hände etwa in den handgemachten Modellen von Tief im Wald (2 und 3). Oder im Lammfell-und-Leder-Modell von Roeckl (5). Oder im schwarzen Flausch von Geox (1), der Marke, die sich dem smarten Allwetterprogramm verschrieben hat. Oder im dünnen gestrickten Überzug von Tory Burch (4). Ja, solche Fäustlinge sind schön, allzu schönreden muss man sie aber dennoch nicht. Ohne Hantieren und An- und Ausziehen geht es nicht, und auch deshalb sollten sie eigentlich einzeln angeboten werden. Einer von beiden ist nämlich immer schnell weg. *(jwi.)*

Foto Michael Braunschädel

 SINGULART

ELEVATE YOUR INTERIOR
WITH CONTEMPORARY ART



Artist: Julia A. Etedi

Die online Kunstgalerie SINGULART hat es sich zur Mission gemacht, Künstler*innen zu unterstützen. Entdecken Sie den Zeitgeist kontemporärer Kunst auf der kreativen Homepage und finden Sie das perfekte Werk für Ihr Zuhause.

A world of creativity

WWW.SINGULART.COM

SNEAK AROUND (38): LO VANS X NAPAPIJRI OLD SKOOL MTE-1

Was ist das Besondere an der Kollektion von Vans x Napapijri?

Vans und Napapijri haben sich in dieser Wintersaison für eine limitierte Schuh- und Bekleidungskollektion zusammengeschlossen. Die gemeinsame „Head-to-Toe“-Serie ist am 5. November erschienen, verbunden ist sie durch die Leitlinie der beiden Marken – gerne draußen in der Natur zu sein.

Was bietet diese Kollektion?

Die Kollektion hat eine große Auswahl an Sneakern zu bieten, wie den UltraRange Exo Hi MTE-2, den SK8-Hi MTE-2 in zwei Farbgebungen, den Coast CC – und den Old Skool MTE-1, den ich getestet habe. Die Unisex-Modelle wurden neu interpretiert und durch die Verwendung strapazierfähiger Materialien zu neuem Leben erweckt. Sie vermitteln Aufbruchstimmung in unebenes Terrain. Abgerundet wird die Kollektion von funktioneller Oberbekleidung und Accessoires wie einem Sweater, einer Jacke, einem Rucksack und einer Mütze. Der Expedition steht also nichts mehr im Wege.

Was bedeutet MTE?

Die „Mountain Edition Footwear“-Serie von Vans erleichtert es, unabhängig von Wetter und Umfeld zu starten. Ob beim Wandern in den Bergen oder beim Spaziergang im Regen – die Sneaker überzeugen durch winterfeste und warme Textilien. Tatsächlich sind meine Füße im Old Skool MTE-1 auch bei Minusgraden warm geblieben. Dafür sorgten das Innenfutter und wärmespeichernde Lagen zwischen Innensohle und Laufsohle. Geeignet ist er also für alle Sneaker-Träger, die auch bei kalten Temperaturen nicht auf ihre Turnschuhe verzichten wollen.

Was muss man über Napapijri wissen?

Die italienische Outdoor-Marke wurde 1987 zu Füßen des höchsten Gipfels der Alpen, des Mont Blanc (4810 Meter), gegründet. Mit einem finnischen Namen (der „Polarkreis“ bedeutet) und einer norwegischen Flagge als Logo will Napapijri Grenzen überschreiten. Mit ihrer Bekleidung, die beim Wandern und in Städten getragen wird, strebt die Marke dorthin, wo Mode und Natur zusammenkommen. *Aylin Güler*



Der ewige Loop: Wolfgang Voigts Kunst und seine Musik lassen sich kaum getrennt voneinander erleben.



Wolfgang Voigt macht Kunst von der Theke des Lebens

Die Ausstellung ist nicht in der charmanten Kölner Galerie JUBG im weiß getünchten Souterrain zu sehen. Die mehreren hundert Exponate der Werkschau sind über die erste Etage des Gebäudes verteilt, in dem das Elektronik-Label Kompakt residiert. In einem Haus, das neben dem Plattenladen im Erdgeschoss, den Studios im Keller, Vertrieb und Agentur auch Wohnraum samt Dachterrasse für die Besitzer, Künstler und Freunde der Musikfirma bietet. Andy Warhols Factory wird häufig zitiert, wenn vom Kölner Künstlerhaus die Rede ist. Hier im ersten Stock sitzen gewöhnlich 20 Mitarbeiter im Großraumbüro. Dass inzwischen jedoch alle im Homeoffice sind, war für Wolfgang Voigt, den Mitbetreiber des Labels und Hausbesitzer, ein Grund mehr, seine Ausstellung dort aufzuhängen, „wo ich ausreichend Platz habe und sie am besten mit Musik aufladen kann“. Auf diesen Off-Space einigten sich JUBG-Galerist Jens-Uwe Beyer und der ewig junge Künstler, der kürzlich seinen 60. Geburtstag feierte, sehr schnell. Zwei Monate lang hat der passionierte Bastler und gelernte Zimmermann Voigt die Glaswände verkleidet und in eine Ausstellungsfläche verwandelt. Beyer sagt: „Er ist Maximalist.“

Die Werkschau, das sind Arbeiten in großem Umfang, Postkartenformate, Fotografien, glänzend auf Dibond aufgezogen, gestische Malerei, deren Grund jedoch, Tetrapacks etwa, kaum mehr erkennbar ist. Vervielfältigt, am Computer bearbeitet. Oft sind es seine Fotografien, die er zum Teil bis zur Unkenntlichkeit übermalt, so dass ein Norman-Foster-Bau oder ein Feuerwehrauto nur noch zu erraten ist. Es sind auch bedruckte Blätter, die er mit Filzstift und Acrylfarbe übermalt oder mit einer Kuchengabel zerstört. Was bleibt, ist der ewige Loop, die hypnotische Wiederholung, die man aus seiner Musik kennt.

„Schnell war klar“, sagt er beim Rundgang vor der Vernissage, „dass die Galerie zu klein ist.“ Dabei spiegeln die vielen Bilder nur einen Bruchteil seines Schaffens. Er stellt schon so lange Kunst her, wie er Musik produziert – etwa 40 Jahre. Seit seiner Teilnahme an der Gruppenausstellung „Hyper – A Journey into Art and Music“ in den Hamburger Deichtorhallen 2019 weiß man das. Voigt beschreibt die Entwicklung seiner zweiten Karriere so: „Gerade geht es Schlag auf Schlag.“ Tatsächlich lassen sich Voigts Kunst und seine Musik kaum getrennt voneinander erleben. Das eine

bedingt das andere: „Ich bin nicht Musiker, nicht Maler, ich bin Künstler, Schnittstellenkünstler.“

Zu seinen Bildern gehört der Sound, zu seiner Musik das visuelle Produkt. Voigt, viele kennen ihn unter dem Alias Mike Ink aus der Hochzeit des Acid-Techno, hat vor allem durch sein audiovisuelles Projekt Gas aufhorchen lassen: Waldbilder, aufgenommen vor den Toren Kölns, die mit seinem minimalistischen und psychedelisch aufgeladenen Sound eine rauschhafte Klangkulisse ergeben – „ein langer Marsch durchs Unterholz“, wie Voigt sagt. Die vielen Urlaube mit den Eltern und seinem Bruder Reinhard in den Schweizer Bergen prägten ihn genauso wie die täglichen Ausflüge mit dem Fahrrad in den Königsforst als Jugendlicher: ein Naturbursche mit Techno-Ambitionen.

Voigts Musik und Kunst hängen vor allem deshalb zusammen, weil er bei der Produktion auf die gleichen Strukturen zurückgreift und die Genres häufig wechselt. Für seine Musik gilt: „Ich nehme das Zeug, spule das durch meine Maschine und deformiere es so, dass etwas völlig anderes dabei herauskommt.“ Das ursprüngliche Material reicht von Wagner bis Schönberg, von Roy Black bis zu Polka-Rhythmen. In der Kunst geht der Digitalkünstler, der sich öffentlich selten im T-Shirt, aber um so lieber als stolzer Dandy mit Hemd, Weste, Jackett und Seidenschal inszeniert, ähnlich vor. „Statt ein weißes Blatt zu nehmen, bearbeite ich lieber ein bedrucktes, von Fußballkalender bis Lady Gaga, und übermale es“, sagt er. Filzstift, Kugelschreiber, Acrylfarbe sind die Medien dafür. Den ewigen Loop generiert er im Computer, den der Freigeist oft in rauschhaften Nächten auflädt.

Für beides, den hypnotischen Sound und die visuelle Kunst, sind Wiederholung, Verfremdung, Reduktion wichtig. „Ich mag das Serielle, selbst wenn es oft dekorativ anmutet. Vier Marylins oder vier Suppendosen haben doch auch mehr Aussage als eine.“ Das war es dann aber auch mit der kunsthistorischen Einordnung. Voigt vervielfältigt seine Arbeiten oder traktiert seine Bilder, wie bei seinen beiden teuersten Werken, großformatigen „Kratzbildern“, auf deren Untergrund er mit schwarzer Acrylfarbe und einer Kuchengabel ein paar Nächte lang losging.

Im Gegensatz zu Andy Warhol hat Voigt – mit Ausnahme von ein paar günstigen Mensaeßen in seiner Anfangszeit als „Pop-Post-Punk“ – sich nie akademisch gebildet. Er beherrscht kein klassisches Instrument, und für die Kunst hat er das gelesen, was für ihn notwendig war, „dann aber auch weggelegt“. Mehr nicht. „Gelernt haben wir doch alle auf der Party, im Club, an der Theke des Lebens.“ Damit meint Wolfgang Voigt sich, seine Galeristen in Köln und in der Schweiz, seine Factory. *Eva Reik*

Die Werkschau in Köln ist noch bis 15. Januar zu sehen. Sein neues Gas-Album „Der lange Marsch“ präsentiert Wolfgang Voigt mit einer Auswahl seiner Bilder am 28. Januar im Haus der Kunst in München. Die Schweizer Soloausstellung in der Galerie Dreiviertel, Dependence Gstaad, ist bis 19. März zu sehen.

FOTOS: THOMAS LAMBERTZ, VERONIKA UNLAND, ANJUNGLEER

Frankfurter Allgemeine SELECTION



Rissa – Romantik is over (2021)

Auf 30 Ex. limitiert und handsigniert



Rissa, geb. 1938 bei Chemnitz, studierte an der Kunstakademie Düsseldorf zusammen mit Gerhard Richter, Gotthard Graubner und Sigmar Polke in der Klasse von Karl Otto Götz, den sie 1965 heiratete.

In ihren aussagekräftigen, spannungsgeladenen Werken verarbeitet die Künstlerin politische und sozialkritische Themen. In Ihrem neuen Werk steckt eine harte Aussage, die uns zur Vernunft zurückbringen soll. Die rote Laus als „Störellement“ in der Kornblume, die allgemein als Sinnbild der Romantik dient, entzieht ihr die Lebenskraft.

Sichern Sie sich die Original-Graphik in Mischtechnik auf Echt-Bütten (67×67 Papierformat) mit oder ohne Rahmen ab 890 EURO zzgl. Versandkosten.

PRÊT-À-PARLER

F.A.Z. Selection steht für Kunst von namhaften und vielversprechenden Künstlern und für exklusive Produkte, gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info (069) 75 91-1010, Fax (069) 75 91-80 82 52



„Durch Leistungsdruck erstickt jeder Anflug von Lust“

Frau Wagener, schläft der Sex in einer langen Beziehung irgendwann ein?

Meine Erfahrung ist, dass Paare in langen Beziehungen ganz vielfältige Fragen zur Sexualität haben. Einer vermisst was, einer sucht was, oder einer hat Ideen, die der andere gar nicht kennt. Meistens kommen wir gemeinsam in den Sitzungen an den Punkt, dass viele einfach gar nicht wissen, was für eine Sexualität sie eigentlich suchen und wollen. Ich habe immer wieder Klienten, die sagen: Ich habe festgestellt, Sex ist nicht so mein Ding. Und acht Wochen später kommen sie mit großen Augen zu mir und sagen: Ich hab's ja gar nicht gewusst! Ich habe nicht gewusst, wie sich das anfühlen kann oder was möglich ist.

Für viele Menschen ist Sex ein Gradmesser dafür, ob eine Beziehung gut läuft. Gleichzeitig heißt es immer: Sex ist nicht alles. Wie passen diese beiden Ansprüche zusammen?
Ich trenne das ungenau. Der Begriff Sex trifft es für mich auch nicht, das ist ja nur die Hälfte des Wortes Sexualität. Sexualität ist das, was mit Lust zu tun hat und mit Berühren und Berührbarkeit. Dafür braucht es meines Erachtens Liebe oder einen liebevollen Blick. Und das wünschen sich eigentlich alle Menschen in Verbindung mit Emotionalität, in Verbindung mit Intimität und Geborgenheit. Die wenigsten Menschen wünschen sich Sex einfach nur als Sex im eher „sportlichen“ Sinn. Sie haben aber im Lauf ihres Lebens nur eine „sportliche“ Art von Sex kennengelernt. Darum geht es beim Sex ganz viel um mich, bevor es um das Paar geht.

Wie kann ich die eigene Sexualität besser kennenlernen?
Es geht darum, sich immer wieder die Frage zu stellen: Was erwarte ich eigentlich von meinem Partner? Erwarte ich von ihm, dass er etwas in mir repariert, etwas in mir erfüllt, das ich mir selbst nicht erfüllen kann? Dann gibt es eine Schiefelage, oder es kommen Missverständnisse auf, weil ich selbst gar nicht weiß, wie ich meine Wünsche oder meine Ideen oder das, was ich fühle, überhaupt ausdrücken kann. Man muss auf Forschungsreise mit sich selbst gehen – und das braucht Mut! Weil ich da an meiner Verletzlichkeit und meinen Unsicherheiten nicht vorbeikomme. Ich muss mir vielleicht eingestehen: Ich hab' überhaupt keine Erfahrung! Es ist nicht selten, dass Frauen und auch Männer in ihrem Leben mit einem oder zwei Menschen geschlafen haben und dann sagen: Ich weiß gar nicht, was alles so geht. Ich weiß gar nicht, wie es sich anfühlen kann. Viele trauen sich nicht, das dem Partner so klar zu sagen. Man muss wirklich bereit sein, sich selbst kennenzulernen und zu erfahren, was man mit sich selbst sexuell erleben kann. Das ist manchmal aufregend und spannend, aber eben auch unvorhersehbar.

In langen Beziehungen nimmt die Frequenz beim Geschlechtsverkehr irgendwann ab.

Viele finden Sex am Anfang einer Beziehung auch deswegen so spannend, weil es etwas Unbekanntes und auch Abenteuerliches ist. Da spielen Dinge rein wie: Es ist eigentlich nicht so ganz erlaubt, oder es ist noch nicht so ganz klar, was ich eigentlich darf – das macht es sehr aufregend. Viele Paare kommen dann an den Punkt, dass sie sagen: Wenn das ganze Aufregende weg ist, gibt's ja nichts mehr. Da spielt natürlich auch Scham eine Rolle, wir verorten Sex immer noch oft in der Schmutzdecke, als etwas Verbotenes. Und wenn es nicht verboten ist, was bleibt dann an Aufregung? Da wird es spannend.

Und was bleibt?

Ich kann nach vielen Jahren sagen: Das ist nicht mehr die Aufregung des Unbekannten, Fremden. Es ist kein Abenteuer in diesem Sinne mehr. Da spielen dann einfach andere Aspekte eine Rolle: Vertrauen, Geborgenheit, die Sicherheit, dass ich mich zeigen kann, wie ich bin. Und dass ich mich mit meiner Lust zeigen kann, wie ich bin.

Da wird es für viele Partner schwierig, sich überhaupt von ihrer Vorstellung von Sex zu lösen. Sex findet in erster Linie im Kopf statt. Der Körper fühlt, aber Bilder und Phantasien und erregende Ideen passieren im Kopf.

Hat das Ganze auch mit unseren Monogamie-Idealen zu tun? Das ist auch eine Typfrage. Ich frage mich manchmal: Wo sind denn eigentlich die, die diese Moral so hochhalten? Das sind jedenfalls nicht die, die in meiner Praxis sind. Da gibt es sehr vielfältige Geschichten. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen Dating-Apps wie Joyclub nutzen. Erstaunlich, wie viele Menschen schon im Swingerclub waren. Ich frage mich, ob wir nicht in der Gesellschaft ein verzerrtes Bild haben, weil viele Menschen nicht darüber sprechen, wie sie ihre Sexualität ausleben.

Kann eine Beziehung ohne Sex funktionieren? Ohne Sex ja. Ohne Nähe, Berührungen, Körperkontakt wäre es eher schwierig. Körperkontakt ist ein grundlegendes emotionales Bedürfnis von uns Menschen.



Alma Katrin Wagener berät in ihrer psychotherapeutischen Praxis in Minden insbesondere Paare zu den Themen Sexualität, Kontakt und Kommunikation.

Zumindest so etwas wie Kuschneln oder Händchenhalten mögen die meisten. Ich kenne Paare, die ohne Sex leben, ja. Und ich finde, das ist eine legitime Entscheidung, wenn jemand sagt: Für mich ist es nicht das, was mir wichtig ist. Aber das Bedürfnis nach Körpernähe ist wesentlich. Zur Sexualität gehört viel mehr als das, was landläufig genannt wird. Da fallen Wörter wie Erregung, Stimulation, Höhepunkt. Das ist aber nur der verkürzte Teil. Das funktioniert, aber es ist für viele Menschen zu schmalspurig. Es gibt Menschen, die können durch die Berührung des Ohrfläppchens einen Orgasmus haben. Oft kommen zum Beispiel Männer mit Erektionsstörungen zu mir und machen sich Sorgen, dass sie so keinen Sex haben können. Dabei macht das höchstens zehn oder 15 Prozent der ganzen Klaviatur aus, die man bespielen kann. Der Penis eines Manns kann genauso wunderbar empfinden, wenn er nicht erigiert ist.

Was empfehlen Sie Paaren mit erlahmtem Sexleben?

Da gebe ich oft den Rat: Fangt doch noch mal von vorne an. Datet euch! Dann gibt's mal einen Abend nur Händchenhalten, und ihr guckt: Wie ist das eigentlich? Und probiert aus: Wenn ihr Orgasmus und Geschlechtsverkehr im „sportlichen“ Sinne weglasst – was bleibt denn dann an Berührung, Zärtlichkeit, Lust? Welche Wege gibt es noch? Ich appelliere da an die Kreativität des Paares: Das Schema, nach dem ihr agiert, muss nicht so bleiben. Es kann auch Neugier geben zu experimentieren. Ein Impuls dafür kann sein, dass ein Partner Schwierigkeiten mit seiner Lust oder seiner Potenz hat oder an andere körperliche Grenzen stößt.

Sehen viele Menschen Sex als Performance-Akt an?

Es gibt oft ein Verständnis von Sexualität, das nicht wirklich verbunden ist mit dem jeweiligen fühlenden Menschen. Zum Beispiel haben die meisten Menschen zu ihrem eigenen Geschlechtsorgan keinen liebevollen, sondern eher einen sportlichen, fast schon klinischen Bezug. Die sagen: Ich wasche mich unter der Dusche, fasse mich da auch mal an und hab's auch mal angeguckt – aber das war's. Wenn sie dann zu mir kommen, geht's oft darum: Wie möchte denn eigentlich dein Geschlechtsteil berührt werden? Das sind oft tränenreiche Gespräche.

Wieso das?

Viele Menschen realisieren, dass sie sich selbst bisher recht lieblos berührt haben. Nicht so, wie sie sich eigentlich berühren möchten: zugewandt, sich selbst sehend. Manche zwingen sich da wieder eine Funktion auf, eine Leistung. Da heißt es dann oft: Wie kann ich möglichst schnell und möglichst effektiv zum Ziel kommen? Anstatt daraus ein Spiel oder ein sinnliches Fest, einen Genuss zu machen. Den Bezug lernen viele Klienten bei mir kennen, die irgendwann dann sagen: Und ich hab' immer gedacht, ich wäre okay mit mir und meinem Körper.

Paare werden in Langzeitbeziehungen oft faul. Wer den ganzen Tag auf der Arbeit Höchstleistungen erbringen muss, findet es vielleicht entspannter, Pizza zu bestellen, als neue Sexstellungen zu probieren.

Ja, oder es fehlt einfach die Energie. Das Leistungsprinzip schwappt eben auch auf die Sexualität über. Die Work-Life-Balance stimmt oft nicht, deshalb gibt es keinen Raum, keine Zeit mehr für ausgiebige Sinnlichkeit und Intimität. Ich möchte mich abends auf dem Sofa eben nicht auch noch fragen, ob ich da gut performe und alles „richtig“ mache. Durch Leistungsdruck erstickt jeder Anflug von Sinnlichkeit und Lust schon im Keim. Das ist ein Thema, das viele Paare betrifft.

Welchen Tipp geben Sie Paaren noch?

Bei sich selbst anfangen. Die eigene Sexualität noch mal neu denken. Ein ganz einfacher und wunderbarer Tipp: Wer Rechtshänder ist, sollte mal beim Solo-Sex die linke Hand nehmen. Das macht schon im Hirn ganz viel anders, und meine linke Hand berührt ganz anders als die rechte. Und ich komme nicht so sehr in eine Routine. Und dann neugierig sein: Weiß ich eigentlich, wie sich etwas bei mir wann wie anfühlt? Oder weiß ich überhaupt, wie mein Geschlechtsorgan aussieht? Hab' ich das wirklich schon mal angeguckt? Es gibt zum Beispiel viele Frauen, die ihre Vulva noch nie näher betrachtet haben. Das kann ein berührendes und tiefgreifendes Erlebnis sein: den Bezug zu sich selbst herzustellen.

Warum hat Sex für die Liebe so einen hohen Stellenwert?

Auch da gibt es oft wieder diesen Leistungsgedanken. Manchmal sitzen bei mir Paare, die sagen empört: Wir haben nur noch zweimal die Woche Sex. Das wird manchmal in einem Atemzug mit dem Workout im Fitnessstudio genannt. Und ich erwidere dann: Ich kenne glückliche Paare, die haben alle drei Monate mal Sex, das ist auch in Ordnung. Da bekommt Sex so eine Art Wellness-Touch. Dabei wird übersehen, dass es um Kontakt und Kommunikation und auch um Berührbarkeit im emotionalen Sinn geht. Und das bespreche ich auch mit den Paaren: Was gefällt Ihnen denn grundsätzlich?

Die Fragen stellte Johanna Dürrholz.

„Wie Sie als Paar die Liebe wiederentdecken. Den Funken neu entfachen: Wege zu einer erfüllten Sexualität“ von Alma Katrin Wagener und Michael Firkens ist im TRIAS Verlag erschienen.



„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine
TIPA-Awards-Gewinner 2013, 2017, 2020 und 2021



Daniel Zielske

WhiteWall Ambassador

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug unter Acrylglas mit Schattenfugenrahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.

WhiteWall.com

Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Köln, München, Stuttgart, Wien, Zürich



Sträuße, in denen das Auge spazieren gehen kann: Victor Breuer, 31 Jahre alt, bindet locker. Der Spiegel rechts ist ein Erbstück seiner Großeltern, die mit Holz gearbeitet haben. Heute steht er in Breuers Betrieb.

Kränze per Kurier nach Miami und Briefings aus Paris: Darum kümmert sich Victor Breuer als Floristmeister. Immer weniger junge Menschen sehen in dem Handwerk aber eine Zukunft. Dabei könnte es sich lohnen.

Zu Beginn ein paar blumige Eindrücke aus dem eigenen Bekanntenkreis. Die Freundin deutet im Restaurant drei Tische weiter. „Da sitzt mein Lieblingsflorist.“ Eine andere, die ganz genau weiß, mit welchen Wandfarben sie leben will, sagt, so einen schönen Strauß habe sie noch nie bekommen. Eine dritte fährt quer durch die Stadt für seine Blumen.

Die Rede ist von Victor Breuer. Er ist Florist, in Düsseldorf.

Einer, der an diesem Dezemberabend nach Ladenschluss in grauer Strickjacke und hinter dem großen Brillengestell auch als Prada-Mitarbeiter durchgehen könnte. Sofern man sich das Balenciaga-Logo und die grünen Flecken auf seinen Turnschuhen einmal wegdenkt. Victor Breuer steht ja von morgens früh bis abends spät im Grünen, zwischen den Zweigen und Blättern auf dem Boden und den Blüten auf seinem Arbeitstisch, den Cymbidium-Orchideen, den Rosen in kräftigem Pink und dicken Amaryllis.

Das allein könnte Menschen, die in Kiel oder Mannheim leben, egal sein. Floristen gibt es an jeder Ecke. Nur ist Victor Breuer zunächst einmal Floristmeister und damit in einer Zeit, da Filialisierung und schneller Konsum längst die Blumenwelt erreicht haben, ein seltenes Gewächs. Einer, der sich den Blumen verschrieben hat, wie damals, als Floristmeister wirklich noch ein eingetragener Handwerksberuf war, wie Malermeister oder Friseurmeister. Und zugleich einer, der zeigt, wie eine Zukunft dafür aussehen kann. Wenn die Luxusmarken des Konzerns LVMH Bloggern

Seltenes Pflänzchen

Von Jennifer Wiebking; Fotos Stefan Finger





an als wie Sträuße. Der Fachbegriff im Japanischen wäre dafür Ikebana, das kunstvolle Arrangieren von Blüten, sodass eine Orchidee und ein einziger Zweig für viel mehr stehen, sodass sie geradezu meditativ wirken. Seit einiger Zeit ist das ein Trend, der in anderen Teilen der Welt trotz aller Diskussionen über kulturelle Aneignung beherzt umgesetzt wird. Auch in den luftigen Sträußen von heute deutet er sich an. „Jede Blüte braucht ihren Freiraum“, sagt Victor Breuer. Jede für sich sei ein Wesen und könne wirken, es sei nur eine Frage, was man daraus mache. „So können einige wenige besondere Blüten spektakulärer und spannender sein als zehn kurz gebundene Rosen. Das sind große Wirkungsunterschiede.“ Auch das hat er an der Meisterschule gelernt. „Man kann parallel binden, vegetativ oder radial.“

Sträuße mit viel Freiraum hat er schon in Zeiten der runden, kompakten Bouquets dort gebunden. „Sie hatten dann schon eine akkurate Form, im 90-Grad-Winkel, aber ganz locker, mit Blüten auf verschiedenen Höhen, einige ganz hoch, andere ganz tief, sodass man durch den Strauß spazieren gehen und etwas entdecken kann.“ Heute mag das modern wirken, Breuer weiß: Neu ist das nicht. „In der Romantik war alles feiner und kleinteiliger, im Jugendstil verschnörkelter.“ Heute herrscht in Sachen Blumen so gesehen mehr Romantik als Biedermeier. „In der Mitte war im Biedermeier eine Blume und viele kleine waren drumherum. So sahen Sträuße auch vor zehn Jahren wieder aus. So sehen viele Brautsträuße aus.“ Er macht eine kleine Sprechpause. „Kann man machen, muss man aber nicht.“

Im Gegensatz zu vielen anderen in seinem Alter, die über eine besondere intellektuelle Vorstellungskraft für Kreativität verfügen, hat Victor Breuer sich im entscheidenden Moment für das Handwerk entschieden und nicht etwa für ein Designstudium. Im einen Bereich fehlen die Fachkräfte, im anderen stehen die Freelancer später Schlange. Ein Studiengang, egal welcher, ist eben noch immer gesellschaftlich besser anerkannt als die Entscheidung für eine Ausbildung. Auch Breuer hatte nach dem Fachabitur in Oberhausen zunächst vermeintlich Höheres im Sinn. „Innenarchitektur, Architektur“, sagt er. Die Wartezeit auf den Studienplatz überbrückte er mit einem Aushilfsjob im Designladen der Tante in seiner Stadt, auch Blumen gab es dort.

So kam Breuer zu den Blumen – und blieb dabei. Die Ausbildung hatte er nach einem Jahr und acht Monaten abgeschlossen, er arbeitete daraufhin als Geselle und nahm an Wettbewerben teil. Deutsche Meisterschaft, Europameisterschaft der Jungfloristen. Nach zwei Jahren schrieb er sich an der Meisterschule in Straubing ein, im Niederbayerischen. Heute existiert die Schule nicht mehr. „Der Meisterberuf ist am Aussterben“, sagt Breuer. „Viele meinen, die richtigen Fachkenntnisse brauche es nicht mehr. Der Branche hat es nicht gerade gutgetan, dass heute jeder einen Blumenladen aufmachen kann, der kein Meister ist.“

Breuer sah das mit Mitte 20 anders. „Wenn ich diesen Beruf wähle, der im ersten Moment nicht zu den best-bezahlten und hochangesehenen gehört, dann war es für mich ganz klar, für mein Gefühl und auch für mein Ego, dass ich das bis zu dem maximalen Punkt durchziehe, bis zu dem man sich weiterbilden kann.“ Dass eine Gesellschaft traditionellen Handwerksberufen nicht mehr die Bedeutung von einst beimisst, ist nur ein Teil des Problems des Fachkräftemangels. Ein anderer ist die Frage, wie sich so eine Ausbildung später bezahlt macht. „Körperlich muss man viel arbeiten, und das Bild, das sich

in jüngeren Generationen abzeichnet, ist eher der bequemste Weg, mit dem man gut Geld verdienen kann.“

Auch dafür ist Breuer ein seltenes Gegenbeispiel. Geld verdient er heute mit seinem Laden, in dem Adventskränze für 400 Euro das Stück entstehen, in dem sich Brautpaare melden, die von vornherein keine Budgetgrenze für die Blumendekoration ihrer Hochzeit nennen oder einfach nur sagen: Machen Sie mal.

Denn die optische Inszenierung des eigenen Lebens wird immer wichtiger, und dafür braucht es Blumen, zur Zierde. Auch so haben sich die Blumen verändert, auch deshalb haben sich die wie zufällig arrangierten luftigen Sträuße entwickelt, in denen viel mehr Mühe und Können steckt, als das auf den ersten Blick sichtbar ist. Dazwischen Trockenblumen und Eukalyptus, die zwei großen Trends der vergangenen Jahre. Breuer lacht. „Eine Weile war es wirklich so: Ich nehme Eukalyptus mit einem Blumenstrauss.“ Das sei langsam wieder vorbei. „Es gibt auch Bräute, die hier reinkommen und sagen: Ich möchte auf keinen Fall Eukalyptus oder Pampasgras.“

Hin und wieder verwendet Breuer aber weiter beides. „Ich mag es, spannungreiche Formspiele zu kreieren, extreme Blüten miteinander zu kombinieren oder einen echten Farbgrün.“ Er zeigt auf eine Auswahl Gerbera in einer Vase. „Auch so etwas Unspektakuläres kann neben einer exotischen Orchidee ganz verrückt aussehen.“

Und es macht etwas her auf Instagram und Pinterest. Segen und Feind zugleich seien sie, sagt Breuer über die sozialen Netzwerke. Segen, weil die Foto-Verbreitung, allen voran über Instagram, die einfachste Art von Werbung ist. Weil so sehr viele Kunden kommen. Weil Breuers eigene Bilder für viele eine Referenz sind und er daraufhin ihre Wünsche umsetzen kann. Auch über Instagram ist Breuer bekannt geworden.

Und die sozialen Netzwerke seien ein Fluch, sagt er, weil vieles eben nicht das ist, wonach es aussieht. „So wie wir alle sind auch Rosen nicht perfekt. Bildbearbeitung ist ein großes Problem für die Natur“, sagt er. Zigmal hat er allein im vergangenen Jahr Fotos von Brautsträußen gezeigt bekommen, von denen klar gewesen sei, dass darin keine frischen Blumen, sondern Seidenblumen verarbeitet worden seien, damit sie zum Farbthema der Hochzeit passten. „Und wenn über einem Brautstrauss 25 Filter liegen, was in 98 Prozent der Fälle so ist, dann gibt es diese Blume halt nicht in diesem Beiget.“

Es sei oft heikel, wenn eine Kundin hereinkomme und sage, sie wüsche sich eine Blume in Beige. Victor Breuer erzählt dann von der einen Rosenfirma, die edle Englische Rosen in dieser Farbwelt produziere. „Es ist ein schwieriger Punkt, die Kundinnen und Kunden an der Stelle auf einen Nullpunkt zu bringen und zu sagen: Das ist alles wunderschön, aber das gibt es so nicht. Es sei denn, sie haben 120.000 Euro übrig – dann können wir das gerne machen.“ Auch Heiraten war einfacher, als es Instagram noch nicht gab. „Instagram fordert“, sagt Breuer. Da braucht es dann vor allem Menschen, die ihr Handwerk wirklich verstehen. ◀



Über der Regnitz thront das Alte Rathaus. Mit der Stadt verbunden ist das Wahrzeichen durch die Obere und die Untere Brücke. Auf denen kann man herumlaufen und wunderbar Touri-Selfies schießen – oder auch in Selfies anderer Touristen reinlaufen.



Ein bisschen merkwürdig stellt man sich das vor: Wie ist es wohl, in einer Spielzeugstadt zu leben? In einer Stadt, die wirkt, als sei sie für Touristen zum Angucken gebaut worden, so hübsch ist sie? Unsere Recherchen haben ergeben: Tatsächlich wohnen hier Menschen, echte Menschen. Und wie finden sie's? „Dodal subba.“



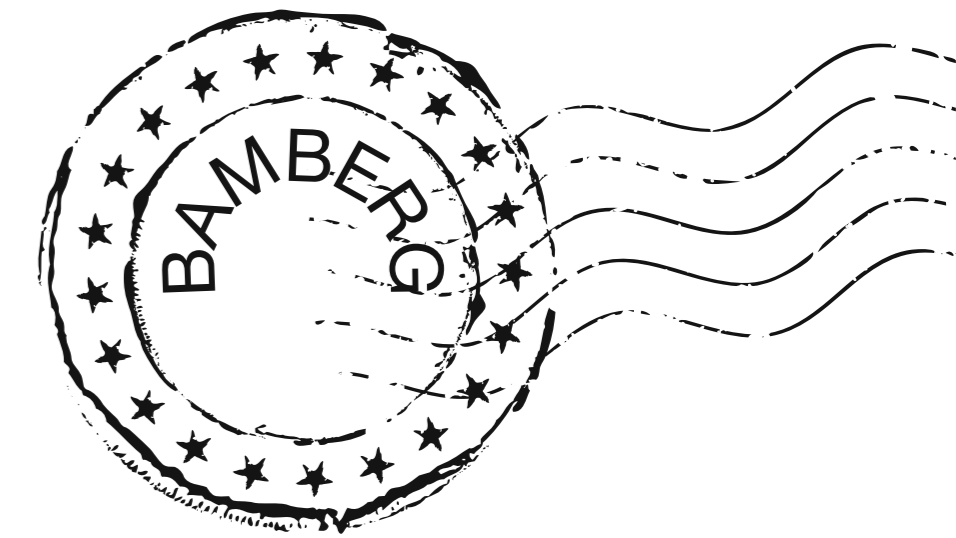
Künstler haben es nicht leicht in Corona-Zeiten. Am E. T. A.-Hoffmann-Theater wird aber fleißig geprobt und aufgeführt. Auf dem Bild: Victoria Weich, leitende Dramaturgin, trotz allem gut gelaunt.

Ein schöner Laden. Aber dieser Name! Und diese maximal stereotype Figur! Kenner sprechen nur noch vom „Möhrenhaus“. Zeit für einen neuen Namen?



Die Altstadt von Bamberg ist immer einen Besuch wert. Weil die Häuser bunt sind, weil es einen äußerst gut sortierten Bürstenladen (!) gibt und außerdem ordentliches Bier – oder auch einen rosafarbenen Bubble-Drink mit extraleckerem Essen im Restaurant „Die Küche“.

Grüße aus



Selbst im grauen Winter und in trüben Corona-Zeiten: Die Stadt in Oberfranken bringt Farbe ins Leben.

Von Johanna Dürrholz



Die Bezeichnung als Klein-Venedig stimmt: Man fühlt sich in Bamberg zuweilen wie in der verwunschenen Lagunenstadt – wäre nur das Winterwetter nicht so grau und trüb und Bamberg nicht in Franken statt in Italien. Aber der Blick aufs Wasser ist allemal beruhigend und schön, und die farbenfrohe Fassade des Alten Rathauses tut ihr Übriges.



1



3



6

GEDÄCHTNIS DER STADT



2



7



8

Ursula Edelmann hält seit mehr als sieben Jahrzehnten den Wiederaufstieg Frankfurts nach dem Krieg mit der Kamera fest. Ihre Fotos sind architekturhistorische Zeitdokumente.

Von Cornelia von Wrangel



4



5

- 1 Olivetti-Hochhaus von Egon Eiermann, 2013
- 2 Ursula Edelmann, 2021
- 3 Großmarkthalle von Martin Elsaesser, 1962
- 4 I.G.-Farben-Haus von Hans Poelzig, 2001
- 5 Im Fotostudio von Max Baur in Potsdam, Ursula Edelmann hinter der Kamera, 1946

PORTRÄT URSULA EDELMANN VON FRANK RÖTH

Sie waren drei Lehnmädchen, damals in Potsdam kurz nach dem Krieg. Liselotte, Ursula und „das Evchen“. „Das Evchen“ lebt noch, in einem Heim. Manchmal telefoniert Ursula Edelmann mit ihr. Sie wird wohl auch Mitte 90 sein. Ihr Lehrmeister war Max Baur, der Fotograf, der Ansichtskarten von seinen Fotografien verkaufte und eigens einen Verlag dafür gegründet hatte.

In Potsdam gab es nach den Worten von Ursula Edelmann noch den Fotografen „Puppe“. „Da ging man hin, um sich fotografieren zu lassen.“ Sie kann sich noch genau erinnern. Aber Max Baur, das war ein anderes Kaliber. „Das Evchen“ wurde übrigens später seine Schwiegertochter. Er fotografierte Architektur und Landschaften, machte Porträts, Industrie- und Werbeaufnahmen. Seine Bilder zeugen von Bauhaus-Einflüssen, sie holen das Detail heraus, drücken Sachlichkeit aus und spielen mit Licht und Schatten.

Manche wurden zu Zeitdokumenten vernichteter Schönheit, zum Beispiel die Aufnahmen des noch nicht von Kriegsbomben zerstörten Potsdam. Baur nannte sich Lichtbildner, dabei war er ein Lichtkünstler. Er aber verstand sich als Handwerker. All das hat seine Schülerin Ursula Edelmann, damals hieß sie noch Pomplitz, verinnerlicht. Sie schuf ein fotografisches Œuvre, das dem ihres großen Meisters in nichts nachsteht.

Ursula Edelmann weiß heute noch nicht, wie sie auf Max Baur kam. Sie ist einfach hingegangen, da stand ein Mann im weißen Kittel, sie redete eine halbe Stunde auf



9

- 6 Treppe im Hochhaus der Farbenfabrik Bayer, von Karl und Stefan Blattner, 2009
- 7 Treppe im Römer, 1962
- 8 Kopf der Athena des Myron im Liebieghaus, 2013
- 9 Saalhof mit dem Rententurm, dem ältesten erhaltenen Bauwerk der Altstadt, 1956



10



11



12



13



14

- 10 Selbstporträt, 1952
 11 Kessel in der Maschinenfabrik J. S. Petzholdt, 1959
 12 Treppe im Römer, 1962
 13 Turnhalle der Kuhwaldschule, heute Georg-Büchner-Schule, 1956
 14 Großmarkthalle von Martin Elsaesser, 2010



15

- 15 Messe-Torhaus von Oswald Mathias Ungers, 2010
 16 Umspannwerk an der Heerstraße, 1962



16

// Sie fotografierte alles, die historische Bau-substanz, beziehungsweise das, was von ihr übrig geblieben war, und das neue Frankfurt. //

ihn ein, bis er sagte: „Du kannst am Montag anfangen.“ Das war es dann. Dabei hatte ihr Vater davon abgeraten, Fotografin zu werden. „Fotografie ist elitär, das braucht kein Mensch“, habe er gesagt, als sie ihn zum letzten Mal sah, 1945 in einem Gefangenenlager in Frankfurt (Oder). Die Russen hatten ihn kurz nach Ende des Kriegs abgeholt, er starb 1946 in Russland.

Ursula Edelmann trägt einen ziselierten goldenen Ring, in seiner Mitte das Wappen von Danzig, dem Geburtsort ihres Vaters. Er gehörte ihm, sie trägt ihn immer. Bis heute hat sie nicht verwunden, dass sie nicht verhindern konnte, dass die Russen ihn verschleppten. Sie lebten in einer Neubabelsberger Villa, er war Generaldirektor einer Versicherung. Sie hatte noch zwei ältere Brüder, der eine wurde promovierter Biologe („Dabei war er so schlecht in der Schule“), der andere meldete sich freiwillig zum Militär („Der Idiot“) und fiel mit 20 Jahren. Von den Geschwistern ist nur sie übrig geblieben: „Ich bin jeden Tag dankbar dafür, dass wir in Frieden leben.“ Weil sie all diese Kriegsschrecken erlebt hat.

Der geliebte Vater riet ihr zwar von der Fotografie ab, er war es jedoch, der viel filmte und fotografierte und mit der Tochter in der Küche die Bilder entwickelte. Wie aus dem Nichts auf dem Papier auf einmal etwas entsteht, das hat sie fasziniert. Obwohl: Eigentlich wollte sie Musik studieren und Pianistin werden. Sie liebt Musik und hat später in der Dunkelkammer Mozart und Beethoven gehört.

Auch von einem Musikstudium hielt der Vater nichts: „Du willst also Klavierlehrerin werden.“ Er muss es mit spitzer Zunge gesagt haben, so dass sich die Sache für sie mit diesem Satz erledigt hatte. Aber dem Rat des Vaters, einfach sitzenzubleiben, damit sie nicht in den Arbeitsdienst musste, folgte sie nicht. Ursula Edelmann ist selbstbewusst, sie traut sich was zu, das war ihr Leben lang so. Sie setzte sich stets ihre eigenen Maßstäbe. Im März 1944 hatte sie mit gerade 17 Jahren das Abitur in der Tasche.

Der Arbeitsdienst war hart. Aber sie sagt, dort sei sie erwachsen geworden, auch weil sie zum ersten Mal mit Menschen aus unterschiedlichen Milieus zusammengekommen sei. Im ersten Lager mussten die Abiturientinnen Klos schrubben. „Die wollten gleich zeigen, wo es langgeht.“ Aber dann hat sie sich gesagt: Einer muss es ja machen. Also schrubbte sie klaglos. Ursula Edelmann ist auch pragmatisch. Im zweiten Lager war sie im Außen-dienst, musste den ganzen Tag Mist auf dem Feld verteilen. Das fand sie nicht sehr schön. Am 20. Januar lief sie weg zur nächsten Bahnstation, landete nach einer Woche in einem kleinen Ort in einer Munitionsfabrik. Sie

sahen die Flieger am Himmel, die Richtung Berlin zogen, bei Alarm gingen sie statt in einen Bunker in den Wald.

Ende März 1945 wurde sie entlassen. „Hier kommen die Russen, bei dir die Amerikaner, bleib dort“, sagte der Vater. Sie hatte aber kein anderes Zuhause. „Wo ist denn deine Tasche mit den Zivilsachen?“, fragte die Mutter, als sie schließlich daheim in Berlin ankam. Typisch Mutter, sagt Ursula Edelmann. Nach dem Motto: Du hast wieder mal nicht aufgepasst. Der Vater versteckte sie vor den Russen unter dem Dach, damit sie nicht vergewaltigt werde. Sie wusste nicht recht, was das sollte: „Ich war damals noch nicht einmal aufgeklärt.“ Und sie dachte: „Mein Gott, ich habe Tolstoi und Dostojewski gelesen, das sind auch Menschen.“

NUR GANZ SELTEN MENSCHEN

Am 14. April 1945 zerstörten Bomben Potsdam, im Oktober stand sie vor der Tür von Max Baur. Sein Atelier war heil geblieben. Er verlangte viel von seinen Lehrlingmädchen, nahm sie aber auch zu Konzerten in der Friedenskirche mit, zu Wilhelm Furtwängler oder Sergiu Celibidache. „Kennen Sie den?“, fragt sie, immer noch schwärmerisch-verzückt von der Atmosphäre damals, von der Musik. Sie bedeutete Hoffnung, sie bedeutete Aufbruch.

„Es gibt nur eine Sonne.“ Max Baur hat ihr die Bedeutung des Lichts eingebläut, drei Jahre dauerte die Ausbildung. Sie hat sich an seine Lehre vom Licht und vom Handwerk der Fotografie gehalten, bis sie vor gut einem Dutzend Jahren mit 81 die Kamera aus der Hand legte und befand: „Ich habe genug fotografiert.“

Wenn sie Architektur fotografierte beispielsweise, hatte sie sich einen Tag zuvor mit den Lichtverhältnissen vertraut gemacht und wartete am Tag der Aufnahme geduldig, bis die eine Wolke sich am Himmel in Position gebracht hatte oder verschwunden war. Passanten hätten sie manches Mal deswegen verspottet, erzählt Ursula Edelmann. Weil sie so lange rumstand. Ihr war das gleichgültig, irgendwann mussten sie ja weitergehen. Nein, nicht deswegen findet man auf ihren Bildern nur ganz selten Menschen. „Höchstens zwei“, sagt sie. Wegen der langen Belichtung. Die Fotos wären sonst unscharf geworden.

Sie wollte weg, nicht länger zu Hause leben, und entschied sich im Februar 1949 für Frankfurt. Rias Berlin hatte ein Stellenangebot eines Frankfurter Studios ausgestrahlt. Es muss abenteuerlich gewesen sein, sie ging schwarz über die grüne Grenze, fragte einen Bauern, wo sie sei. „Ich bin der Osten“, sagte der Bauer, „der Wald da drüben ist der Westen.“ Ursula Edelmann kam schließlich



17



18



19

- 17 Ausstellung am Museumsufer, 1989
- 18 Haus Bally an der Frankfurter Hauptwache, 1964
- 19 Prototyp eines Radios von Walter Schwagenscheidt und Tassilo Sittmann, 1953

mit dem Zug an, wie sie sagt, buchstäblich als Trittbrettfahrerin. Sie war da gerade mal Anfang 20.

Frankfurt hatte unter den Bomben gelitten, es fehlte an Wohnraum, es fehlte an allem. Nur Trümmer gab es viel. Trotzdem wurde es ihre Stadt. Kaum sonst jemand hat den Wiederaufbau und den Wandel dieser Stadt so kunstfertig in Bildern dokumentiert wie sie. Natürlich auch, weil sie den Auftrag dazu hatte. Dennoch: Ihr Archiv ist das fotografische Gedächtnis von Frankfurt, sie die Historiografin mit der Kamera. Mit Max Baur hatte sie das zerstörte Potsdam festgehalten, da hat sie viel über Architekturfotografie gelernt. Frankfurt kam das zugute. Die Stadt wiederum stand stellvertretend für die junge Bundesrepublik Deutschland.

Ursula Edelman, damals immer noch Ursula Pomplitz, wahrscheinlich sogar Fräulein Pomplitz, kam bei einem Freund von Liselotte unter, der Lehrmädchen-Freundin aus Potsdam, danach bei zwei Junggesellen. Dann kam Liselotte, die für Max Baur Ansichtskarten verkaufte. Sie teilten sich fortan das Zimmer, jede von ihnen bezahlte 20 Mark. Ursula Edelman nennt sie nur „meine Liselotte“.

Heute wohnt Ursula Edelman in einer Altbauwohnung südlich des Mains, hohe Räume, langer Flur, jeder Winkel ist ausgenutzt, jeder Gegenstand erzählt eine Geschichte. Auch die surrealistischen Bilder von Hans-Joachim Gesterling, die man mögen muss. Sie waren miteinander befreundet. Oder die farbenfrohen von Benno Walldorf, der bekannt wurde für seine Wandmalereien. Oder die Ur-Urgroßmutter über dem Schlafsofa.

Sie blieb nicht einmal ein Jahr bei dem Fotostudio, dessentwegen sie nach Frankfurt gekommen war. Das hatte zwar die Zulassung, auf der Messe zu fotografieren, was sie auch tat. Sie fotografierte nachts, ihre Liselotte holte die Filme ab, entwickelte sie, machte Vergrößerungen, am nächsten Morgen lieferten sie beide das Ergebnis direkt an den Messeständen ab. Ursula Edelman steckte schöne Frauen in Pelze, machte Möbel-Aufnahmen. Aber sie fand es in dem Studio „furchtbar“. Kurzum, sie machte sich Anfang 1950 selbständig, so jung, wie sie damals war. Sie hatte eine alte Rolleicord, die ihr die Mutter geschenkt hatte, und eine 9-mal-12-Holzkamera mit geliehenen Objektiven von Max Baur, einen altersschwachen Vergrößerungsapparat, der stand im Keller der Junggesellen, in der Waschküche wässerte sie die Fotos. Wenigstens das passt irgendwie zusammen.

„Es ging alles wie von allein.“ Ursula Edelman ist bescheiden. Aber den ersten Stein warf schon sie ins Wasser: Sie fragte bei einer Bank, die gerade mitten in der Stadt einen Neubau hingestellt hatte, ob sie die Innen-

räume ablichten dürfe. Seit Max Baur interessierte sie sich für Architektur. Ja, hätten sie gesagt, aber ohne Garantie, sie nähmen die Fotos nicht automatisch ab. Sie nahmen alle und gaben gleich neue Aufträge. Von da an ging es wirklich wie von allein. Der Architekt des Bankneubaus, Alfred Schild, bestellte bei ihr Bilder, die beteiligten Baufirmen taten es ebenfalls. Der Stein im Wasser zog immer größere Kreise. Andere Architekten folgten, andere Banken, Versicherungen, Unternehmen von Neckermann über Remington Rand Univac bis Coca-Cola.

Ihre Liselotte blieb bei den Junggesellen, sie zog 1956 um in ein leeres Zimmer mit Waschgelegenheit im Frankfurter Westend und richtete es mit den Möbeln ein, die sie fotografierte. Tisch, Stuhl, Bett statt Honorar. Dorthin wurden zusätzliche Möbel geschleppt, solche, die nur fotografiert werden sollten. Betten von Betten Raab zum Beispiel. Samt Überwurfdecke. Rein ins Zimmer, raus aus dem Zimmer. „Das Evchen“, die dritte im Lehrmädchenbündel, half ihr dabei. „Das Evchen“ war inzwischen auch in Frankfurt.

UND IMMER WIEDER TREPPEN

Irgendwann lernte Ursula Edelman jemanden vom Baudezernat kennen, der mit den jährlichen Rechenschaftsberichten des Hochbauamts zu tun hatte. Sie sollte diese fortan illustrieren. Das war die Bestellung zur Chronistin von Frankfurts Nachkriegsjahren. Sie fotografierte alles, die historische Bausubstanz, beziehungsweise das, was von ihr übrig geblieben war, und sie fotografierte das neue Frankfurt. Sie war mit ihrer Kamera bei der Wiederherstellung des Karmeliter- und bei der Rekonstruktion des Dominikanerklosters dabei, wo sie ihren Mann kennenlernte. Er war werdender Kunsthistoriker, machte ebenfalls im Auftrag der Stadt Bilder, nämlich von dem, was sich noch lohnte, aus den Trümmern gerettet zu werden, etwa alte Grabsteine. Sie hatten sich gefunden. Bald war sie nicht mehr Ursula Pomplitz, sondern Ursula Edelman und Mutter eines Sohns.

Zur Stelle war sie auch bei profanen Bauten, die eine Stadt braucht, die in Schutt und Asche lag. Wohnsiedlungen, Schulen, Bürogebäude. Manche ihrer Fotos sind Ikonen geworden, etwa die geschwungene Treppe im Rathaus, das in Frankfurt Römer heißt. Damals, sprich 1962, war die Decke im ersten Stockwerk des Römers noch rot, die SPD regierte die Stadt und hatte es offensichtlich so gewollt. Daher die starken schwarz-weißen Kontraste auf dem Foto. Heute ist die Decke weiß.

Treppen haben es ihr überhaupt angetan, das war aber auch schon bei Max Baur so. Oder sie hat es geschafft,

eine Turnhalle (1956) so ins Bild zu setzen, dass jeder sofort an seinen eigenen Turnunterricht denkt. Vor allem, wenn Geräteturnen keine reine Wonne war, wenn die Turnlehrerin als Lockmittel Kekse auf den Kasten legen musste, damit man drüber kam. Kein Mensch ist auch auf diesem Bild zu sehen. An der Decke hängen Ringe; Bock, Pferd und Barren stehen einsam herum, Sprungbretter und Turmmatten liegen davor und dahinter. Sie sagt, das Turnhallen-Bild habe sie oft verkauft.

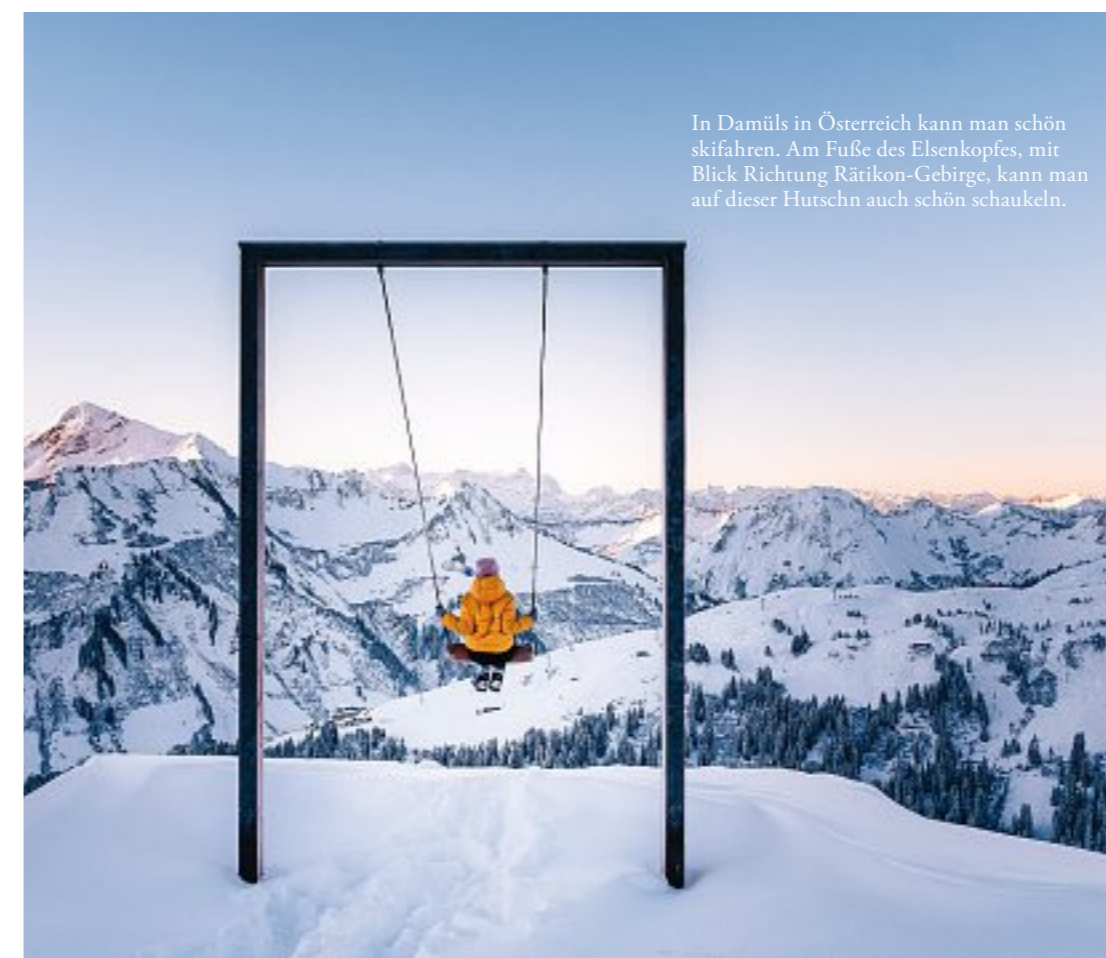
Ursula Edelman ist eine Perfektionistin der Sachfotografie, eine großartige Handwerkerin. Wobei viele Frankfurter Gebäude, die sie auf Film gebannt hat, mittlerweile nicht mehr existieren. Sie könnte, sagt sie immer, eine Ausstellung mit verschwundenen Dingen machen. Und jedes Mal tat ihr der Abriss weh. Gut 20 Jahre lang nahm die Perfektionistin der Sachfotografie zudem Rührmaschinen der Maschinenfirma J. S. Petzholdt auf. Porträts von Rührmaschinen! Bei ihrem Lichte betrachtet sind ihre Maschinenbilder jedoch Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie, wobei Ursula Edelman vor der Farbe nicht zurückscheute. Sie beschreibt ihre Arbeiten mit der Vokabel „sachlich“, wobei sie sich durchaus für romantisch hält. Den Kontrast vermag sie auch nicht aufzulösen. Und sie hat den Blick fürs Detail, für die Nuance. „Man muss sehen können.“ Sie sieht jedes Blümchen im Vorgarten.

Seit den Sechzigerjahren fotografierte sie auch für Frankfurter Museen, für das Städel, das Liebieghaus und das Goethehaus zum Beispiel. Eingedenk der Lichtlehre von Max Baur – „Es gibt nur eine Sonne“ – rückte sie neben ihren sonstigen Aufträgen nun Skulpturen und Gemälde ins rechte Licht und verschaffte sich auch hier wegen deren grandioser Wiedergabe Respekt und Anerkennung. Die genoss sie auch außerhalb Frankfurts, schließlich war sie eine internationale Fotografin, war mit ihrer Kamera in halb Europa unterwegs, in Kanada und in den Vereinigten Staaten.

Die Dunkelkammer in ihrer Altbauwohnung mit den hohen Decken und dem langen Flur ist nicht mehr in Betrieb, sondern nun ihr Archiv. Hier stapeln sich die orangefarbenen Fotopapierschachteln, sie sind alle ordentlich beschriftet. Ihr Sohn Thomas, ein Designkritiker, führt ihr digitales Archiv. Ursula Edelman weiß bei den allermeisten Fotos sofort, wo und wann sie entstanden. Auf der Leine über dem Waschbecken halten Wäscheklammern immer noch Negative fest, als würden sie gleich vergrößert. Als wäre sie gerade nur mal schnell rausgegangen, um zwischendrin etwas anderes zu erledigen. ◀



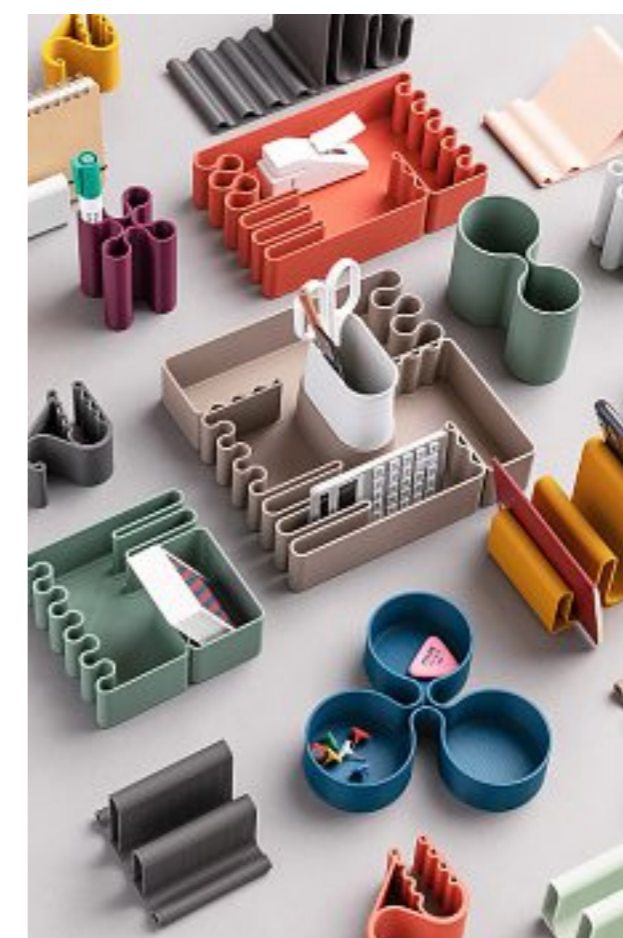
Hinter diesen Bauklötzfiguren stecken keine Kleinkinder mit überdurchschnittlichen feinmotorischen Fähigkeiten, sondern Magnete. (Geomag Magicube)



In Damüls in Österreich kann man schön skifahren. Am Fuße des Eisenkopfes, mit Blick Richtung Rätikon-Gebirge, kann man auf dieser Hutschn auch schön schaukeln.



Helm? Licht? Warnweste? Man kann verkehrssicherer unterwegs sein als diese Fahrradfahrerin. Aber immerhin ist ihr Messenger Bag (Chrome) reflektierend.



Diese Stiftehalter muten in einer zunehmend digitalisierten Arbeitswelt nur auf den ersten Blick altmodisch an. Sie kommen aus dem 3D-Drucker. (Bene)



Warum gibt es so was erst jetzt? An der ostenglischen Küste hat das Heartbreak Hotel eröffnet, für Menschen mit gebrochenem Herzen. Ein Retreat wie „Moving Beyond Betrayal“ wird auch angeboten.



Einige dürften auch jetzt, nach der ersten Januar-Woche, noch Neujahrsdiät halten. Die Schokodrops für Trinkschokolade von Evers & Tochter sollen niemanden schwach werden lassen, sondern nur an den Cheat-Day erinnern – der zu jeder erfolgreichen Diät gehört, hin und wieder jedenfalls.

126

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Wer tatsächlich mal in Lissabon stehen sollte, schon genug Bacalhau gegessen und keine Idee hat, wo es sonst noch gutes Essen gibt, könnte mal zum Italiener gehen – zu „Leonetta“ an der Rua da Rosa.



Es geht nachhaltiger, als mit der Klebestreifen-Fusselrolle über die Kleidung zu gehen. Nämlich mit einer schicken Bürste! (Steamery)



Der Veganismus hat die Feinkostabteilung erreicht, siehe den „Frischkäse“ mit kambodschanischem Pfeffer. (Les Nouveaux Affineurs)



Nach dem Trend zum Gin von nebenan könnte jetzt der zu Destillaten von weit weg folgen. Momotaro ist jedenfalls japanisch inspiriert.

Am Anfang stand der Stuhl. Als Helen Thonet und Florian Lambl beschlossen, gemeinsam eine Möbelfirma zu gründen, hatten sie nicht den großen Plan oder die schlaue Strategie. Aber sie hatten einen Stuhl, genauer: die Stuhlwürfe Erich Dieckmanns, die sie für sich entdeckt hatten. Dieckmann gilt als einer der einflussreichsten Möbelgestalter der ersten Jahrhunderthälfte. Er hatte am Weimarer Bauhaus eine Tischlerlehre absolviert und leitete später die Tischlerwerkstätten der Staatlichen Bauhochschule Weimar und der Kunstgewerbeschule Burg Giebichenstein Halle. Von den Nationalsozialisten entlassen, starb er schon 1944.

Anders als Marcel Breuer, dessen Stahlrohrmöbel bis heute in großer Zahl produziert werden, gerieten Dieckmanns Arbeiten in Vergessenheit, nur das Fachpublikum kennt heute noch seinen Namen. Das wollten Helen Thonet und Florian Lambl unbedingt ändern. „Dieckmann hat es verdient“, sagt Thonet. Im Oktober starteten sie die neue Möbelmarke Typ. Teil der ersten Kollektion: drei Stuhlmodelle von Dieckmann aus Holz, D 1, D 1+ und D 2. So kurz und nüchtern die Produktnamen sind, so langwierig und komplex war es, die historischen Entwürfe in die Gegenwart zu holen. Dabei bringen die beiden Gründer einiges an Erfahrung in der Branche mit: Helen Thonet ist bei Thonet für Echtheitsbestimmung alter Modelle zuständig, sie hat in die Möbeldynastie eingeheiratet; und der studierte Kommunikationsdesigner Florian Lambl baute als Artdirektor die italienische Möbelmarke Mattiazzi mit auf. Am Ende dauerte es trotzdem drei Jahre, bis die Dieckmann-Stühle reif für die Serienproduktion waren.

„Wir haben viele Rückschläge erlebt“, erinnert sich Thonet, die in Wien lebt, wo Typ seinen Sitz hat. Beim Gespräch in Lambls Berliner Büro ist sie per Videocall zugeschaltet. „Unsere ersten Prototypen waren schlicht zu groß“, ergänzt Lambl. Sie hätten lange keinen der Stühle im Original zur Verfügung gehabt, weil die wenigen erhaltenen Stücke schlichtweg viel zu teuer seien. „Als wir irgendwann doch einen kaufen konnten, haben wir gemerkt: Sie sind ja viel filigraner“, sagt der Designer.

Mit der Begeisterung für Erich Dieckmann kam Typ also in die Welt – Typ übrigens deutsch ausgesprochen wie „der Typ“. Doch als die Pandemie 2020 das Leben zum Stillstand brachte, mussten Helen Thonet und Florian Lambl den Start der Marke verschieben. Sie nutzten die Gelegenheit, weitere Entwürfe zur Serienreife zu bringen. Neben den drei Dieckmann-Stühlen gehören zur ersten Kollektion nun Sitzmöbel des Bauhaus-Meisters und Künstlers Josef Albers, ein Sofa der 2020 gestorbenen italienischen Architektin und Designerin Cini Boeri und ein Stahlrohrstuhl aus den Dreißigerjahren namens PEL, in einer vom britischen Designer Jasper Morrison verantworteten Version.

In seinem Berliner Büro hat Lambl mehrere Prototypen und erste Serienmodelle um sich versammelt. Zwischen Schreibtisch, Sofa und Stuhlstapeln bleibt kaum noch freie Fläche. Beim Gespräch sitzt er auf einem PEL mit schwarzem Gestell und olivfarbener Bespannung. Der so einfach wirkende Stuhl erwies sich ebenfalls als ziemliche Herausforderung. Ursprünglich 1931 vom österreichischen Gestalter Bruno Pollock entworfen, produzierte die britische Firma Practical Equipment Ltd (daher PEL) den Stuhl seit 1934 in verschiedenen Varianten. Dabei war es noch der leichteste Teil der Aufgabe, den durchaus eigensinnigen Jasper Morrison für eine Überarbeitung zu gewinnen: Thonet und Lambl hatten gehört, dass der Brite schon lange ein großer Fan dieses Modells ist, er sagte binnen eines Tages zu. Als Problem stellte sich aber die textile Bespannung des Stuhls heraus. PEL sollte draußen so gut wie drinnen funktionieren, die Gründer mussten lange nach einem dafür geeigneten Canvasstoff suchen. Und während früher die Stücke für Rücken und Sitzfläche passgenau

einzelnd gewebt wurden, gibt es den Stoff heute nur noch von der Rolle. Lambl holt einen der PEL-Prototypen und zeigt, wie sie die Befestigung des Stoffs am Rahmen ausgetüftelt haben. Die Details von Wien und Berlin aus mit Jasper Morrison in London zu entwickeln, zog sich wegen Brexit und Corona hin. „Das waren zum Teil sehr lange Prozesse“, sagt Thonet.

Auch wenn Helen Thonet und Florian Lambl nicht mit dem großen Plan gestartet sind: Dass ihre Möbel in Europa produziert werden sollten, das war ihnen von Anfang an klar. So lassen sie hauptsächlich in Oberitalien fertigen, dort sitzen viele Zulieferer der italienischen Möbelindustrie. Gepolstert wird in der Slowakei. Doch mit diesem Anspruch sind sie auch schon an ihre Grenzen gekommen, etwa bei dem einzigen zeitgenössischen Entwurf der ersten Typ-Kollektion, dem Stuhl Tube aus Aluminiumrohr. Der Charme des Entwurfs liegt im Detail: Die Rohre werden mit Verbindungsstücken zusammengehalten, wie man sie von den Haltestangen in Bussen und Bahnen kennt. Und diese Teile müssen Thonet und Lambl zu ihrem Bedauern aus Asien beziehen, denn aus europäischer Produktion wären sie ein Vielfaches teurer gewesen. Zusammengebaut wird der Stuhl des Wiener Designers Klemens Schillinger aber in Europa.

An dem kleinen Verbindungsstück zeigt sich das ganze Dilemma des Möbeldesigns: Der Herstellungsort bestimmt häufig den Preis. Und hochwertige Möbel, von Designern gestaltet und in Europa gefertigt, sind für viele Menschen kaum bezahlbar. „Oft ist es doch so: Es gibt ein Produkt, das man toll findet, das man am liebsten hätte“, sagt Florian Lambl. „Aber es ist einfach zu teuer.“ Auch die Typ-Möbel sind nicht billig. „Wir haben unseren Preis“, sagt Thonet. „Qualität und Design müssen stimmen.“ Sie sind aber günstiger als manch anderes Stück Autorentdesign. Schillingers Stuhl beispielsweise ist von 189 Euro an zu haben, PEL von 229 Euro, der günstigste Dieckmann-Stuhl von 299 Euro an, und Cini Boeris Sofa Bacone gibt es in der kleineren Variante von 1199 Euro an.

Wie die beiden das schaffen? Sie achten darauf, dass in der Produktion möglichst wenig Material verbraucht werde und möglichst wenig Abfall entstehe, sagt Lambl. Das Holz für die Dieckmann-Stühle etwa könne man extrem rational zuschneiden. „Geringe Maschinenkosten, wenige Personalkosten, wir haben schlanke Strukturen.“ Und weil sie ihre Produkte hauptsächlich selbst vertreiben, etwa über die Website und über Instagram, können sie die Händlermarge in der Preiskalkulation einsparen. Dafür müssen sie mit dem Auto quer durch Europa fahren und ihre Möbel vorstellen. „Nun heißt es verkaufen, verkaufen“, sagt Helen Thonet und lacht.

Außerdem auf der Agenda für dieses Jahr: die Eröffnung des ersten eigenen Typ-Ladens. Geplant ist ein Standort in Wien, ein Café, in dem die Produkte zum Einsatz kommen sollen. „Es wird ‚Typ‘ heißen, aber nicht jeder Gast muss wissen, dass eine Möbelfirma dahintersteht“, sagt Thonet. Dieses Konzept zunächst in Wien auszuprobieren liegt für die beiden auf der Hand, schließlich sei in der Stadt die Kaffeehaus-Kultur besonders prägend. Dazu gehört auch der klassische Kaffeehausstuhl.

Die kulturellen Aspekte von Design zu vermitteln, das ist ihnen ohnehin ein Anliegen. Es geht um ikonografisches Design, um Produkte, die man ein Leben lang benutzen und vererben könne, sagt Florian Lambl. Dafür brauchen sie nicht den großen Plan oder die schlaue Strategie – Thonet und Lambl verlassen sich oft auf ihre Intuition. „Wir machen das aus dem Bauch heraus“, sagt Lambl. „Das macht den Spirit aus.“ Etwa als er 2019 Cini Boeri kurz vor ihrem Tod in ihrem Mailänder Atelier besuchte und sich Entwürfe zeigen ließ, die für die Produktion verfügbar wären: „Da hatte ich so ein Gefühl im Bauch“, erinnert er sich. Sofort wusste er: „Jetzt haben wir einen Schatz.“

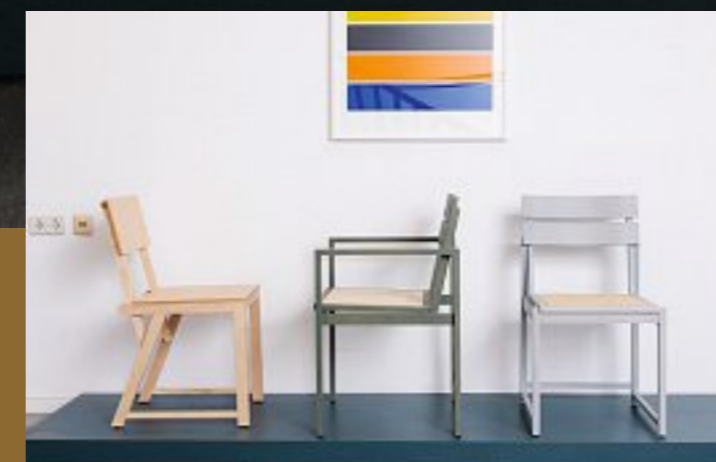


ZWEI IN EINEM

Von Jasmin Jouhar, Fotos Mafalda Rakoš

Bezahlbares Autorentdesign, produziert in Europa: Typ heißt die neue Möbelmarke von Helen Thonet und Florian Lambl. Dafür haben sie vergessene Entwürfe aus dem Archiv geholt.

Zurück in die Gegenwart: PEL heißt dieser schlichte Stahlrohrstuhl für drinnen und draußen. Der Entwurf stammt schon aus den Dreißigerjahren, der Brite Jasper Morrison hat ihn für Typ auf den neuesten Stand gebracht. Wiederebentdeckt haben die beiden Gründer Helen Thonet und Florian Lambl (links) auch Stühle von den beiden Bauhäuslern Josef Albers (unten links) und Erich Dieckmann (unten rechts).



KURT →

Nils Holger Moormann ist eigentlich im Ruhestand. Doch seine Marke, die so heißt wie er, gibt es noch. Und wer Moormann kennt, der weiß, dass der Mann so schnell keine Ruhe geben wird. Nun hat der „Autodidakt im Design“, wie er sich selbst nennt, einen homeoffice-tauglichen Sekretär entworfen, der aus einer Tischplatte besteht, die in zwei Stahlbügel steckt. Fixiert wird das Ganze durch einen Riegel, der zugleich noch Ablagefächer enthält.



119 →

Vor drei Jahren entwarf der Offenbacher Designer Sebastian Herkner für Thonet den Stuhl 118, der mit Bugholz und Rohrgeflecht ganz in die Tradition des alten Familienunternehmens passt. Das Programm hat er nun erweitert durch einen Lounger mit leicht geneigter breiter Rückenlehne und einer nach hinten leicht geneigten tiefen Sitzfläche. Der Sessel mit Armlehnen ist auch mit Muldensitz aus Holz und Kissen zu haben.



PONY →

Und noch ein Entwurf, der dieser Zeit geschuldet ist: ein funktionales Möbelstück, an dem mobil gearbeitet werden kann – alleine oder auch in der Gruppe. Das Büro-to-go vom Münchner Designerduo Relvåokellermann (Ana Relvåo und Gerhardt Kellermann) besteht aus Holz, die Sitzbezüge aus wiederverwertetem Plastikmüll. Das Produkt ist Teil der Normcore-Kollektion des Dingolinger Herstellers Gumpo.



FLAI →

Unter der Devise „Smaller Arbeiten“ hat Müller Möbelwerkstätten aus dem niedersächsischen Bockhorn schon einige Produkte auf den Markt gebracht, die vor allem eines sind: flach. Neu ist dieser Sekretär vom Studio Kaschkasch, der sich geschlossen mit nur 36 Zentimetern Tiefe an die Wand drückt. Es gibt ihn in zwei Ausführungen: 136,3 und 216,8 Zentimeter hoch. Der höhere bietet zusätzlichen Stauraum oberhalb des Arbeitsplatzes.



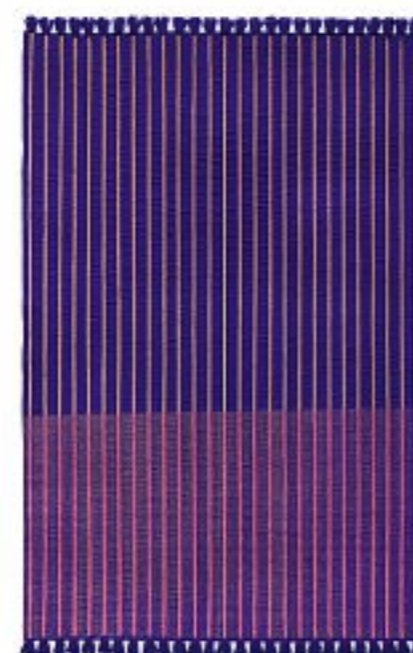
SLIDE →

Ein Tisch ist nicht gleich ein Tisch, wie auch dieser Entwurf des Kölner Duos Kaschkasch beweist. Florian Kallus und Sebastian Schneider haben für den Büromöbelhersteller Renz eine flexible und mobile Tischfamilie entwickelt, die vom Einzel- und Gruppenarbeitsplatz über den höhenverstellbaren Schreibtisch bis zum Konferenztisch reicht. Gemeinsam sind allen die offenen, U-förmigen Tischbeine, durch die Kabel geführt werden können.



RIB

Teppiche sind gewöhnlich „flach gewebt“, die neue Kollektion des Berliner Labels Reuber Henning aber hat eine Reliefstruktur. Verantwortlich dafür ist das Hamburger Studio Besau Marguerre (Eva Marguerre und Marcel Besau). Gewebt werden die Teppiche mit ihren erhabenen Rippen von Hand in Indien. Angeboten werden zwei Größen (170 mal 240 und 200 mal 300 Zentimeter) und drei Varianten: fine, medium und double.



TREBLE

Das dreibeinige Gestell dieses Barhockers besteht aus pulverbeschichtetem Vierkantstahl, auf dem eine Scheibe ruht. Der Berliner Designer Mark Braun hat sich bei seiner Arbeit und der Auswahl der Materialien vom hohen Norden inspirieren lassen. In Oslo ist auch sein Auftraggeber, der Möbelproduzent Northern, beheimatet. Den Sitz bietet er in sechs Versionen an, unter anderem aus geöltem Eichenholz oder auch mit Lederpolster.

CUNO, HILMA, SYBILLE

Der eine ist Schwarz-Weiß, der andere hat geometrische Farbfelder, der dritte eine Kreppe mit langen Fransen. Mareike Lienua, die 2009 in Berlin ihr Label Lyk Carpet gründete, hat ihre Pouf-Charaktere-Serie durch drei skulpturale Sitzgelegenheiten erweitert. Auch sie sind aus 100 Prozent tibetischer, handgekämmter und -gesponnener Hochlandwolle geknüpft. Allerdings jeweils in verschiedenen Techniken. Jeder Pouf ist zudem ein Unikat.



STELLDICHEIN

Von Peter-Philipp Schmitt

Die Kölner Möbelmesse ist abgesagt, aber Designer und Hersteller haben jede Menge Neues zu bieten. Wir zeigen die 15 schönsten Entwürfe.

JAZZ →

Loehr ist eine Berliner Marke, die von den Brüdern David, Leon und Julian Löhr gegründet wurde. Zwei von ihnen, David und Julian, haben diesen Stuhl entworfen, der aus Buchen- oder Eichenholz besteht und in einer Tischlerei in Mecklenburg-Vorpommern handgefertigt wird. Besonders markant ist sein schräggestelltes Vorderbein. Den Stuhl gibt es in natur, matt klarlackiert oder auch bunt lackiert, zwölf Farben stehen zur Wahl.



JACK

Diese Liege, die fast schon eine Hängematte ist, hat der Mailänder Designer Luca Nicetto nach seinem Sohn benannt. Die Sitzschale aus cognac- oder anthrazitfarbenem Kernleder scheint in ihrem stabilen schwarzen Stahlgestell zu schweben. Zum Sessel bietet Rolf Benz Polster sowie auch ein Fußgestell an. Das Unternehmen, 1964 im Schwarzwald gegründet, ist zwar seit 2018 in chinesischer Hand, produziert aber weiterhin nur in Deutschland.



BACKENZAHN

Auch wenn Hocker so gefragt sind wie lange nicht: Dieser ist schon ein Vierteljahrhundert alt. Den massiven Beisteller hat der Architekt Philipp Mainzer 1996 entworfen und zugleich auch sein Unternehmen e15 gegründet, das nach einer Londoner Postleitzahl benannt ist, seinen Sitz aber heute in Frankfurt hat. Zum Jubiläum wird bei Mainzers Klassiker in Handarbeit eine natürliche Gerbsäurereaktion im Eichenholz ausgelöst, so dass er nun auch in mattschwarz verfügbar ist.



K26

Zeitlos schön ist dieser praktische Begleiter (Tecta), und er ist auch schon etliche Jahrzehnte alt. Entworfen hat ihn Josef Albers, der einst als Nachfolger von Marcel Breuer die Möbelwerkstatt am Bauhaus in Dessau leitete. Die minimalistische Arbeit ist multifunktional einsetzbar. Die asymmetrische Platte, die an einen Flügel erinnert, ruht auf einem filigranen, verchromten Stahlrohrgestell, das höhenverstellbar ist.



FOTOS: UNTERNEHMEN

CUBUS PURE →

Diese Anrichte ist fürs Büro zu Hause gedacht. Sie bietet genügend Platz für Akten oder einen Drucker und hat für diesen eine „flächenbündig positionierte“ Steckdose sowie USB-Anschlüsse fürs Smartphone oder Tablet. Der Chefdesigner von Team 7, Sebastian Desch, hat den Korpus mit einer Schiebetür ausgestattet, die eine Touchöffnungsfunktion hat, die rein mechanisch funktioniert. Als Materialien stehen Holz und farbiges Glas oder Keramik zur Verfügung. Das Sideboard bietet der österreichische Naturholzmöbel-Spezialist in zwei Größen und zwei Tiefen an.

CORKER →

Und immer wieder Kork. Kaum ein Material liegt derzeit so im Trend wie dieser Naturstoff. Die pilzartigen Beisteller in drei Größen, die an Sektkorken erinnern, wurden schon 2012 von den Schweizer Architekten Herzog & de Meuron (Jacques Herzog und Pierre de Meuron) geschaffen, für den Sommerpavillon der Londoner Serpentine Gallery. Nun hat sie die Münchner Marke Classicon neu in ihr Programm aufgenommen.



S661 →

Ein Formholz-Stuhl, der wie aus den Fünfziger Jahren anmutet. Aus jener Zeit stammt der Entwurf auch, den Thonet nun neu aufgelegt hat. Sein Designer Günter Eberle war damals Leiter der Architekturabteilung des mehr als 200 Jahre alten Unternehmens, das nach dem Krieg seinen Sitz nach Frankenberg verlegte. Die Sitzschale wird in Nussbaum oder Eiche angeboten und in Buche natur sowie roströt, olivgrün oder schwarz gebeizt.



VOLL PRÄSENT IM MOMENT

Von Maria Wiesner

Vom Teeniestar zur Schauspielgröße: Kristen Stewart ist nie abgestürzt, obwohl sie früh berühmt geworden ist. Im Film „Spencer“ brilliert sie nun als Prinzessin Diana.

Seit Dianas tragischem Unfalltod 1997 haben sich viele Filmemacher daran versucht, ihre Geschichte zu erzählen. So wie in „Spencer“ hat man sie aber noch nie gesehen. Der chilenische Regisseur Pablo Larraín führt fort, was er 2016 mit dem Kennedy-Film „Jackie“ begann: Er blickt auf die Geschichte einer weltbekannten Frau in dem Moment, als sich ihr Leben für immer verändert. In „Jackie“ spielte Natalie Portman die Gattin des erschossenen amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy, an deren Kostüm nach der Tat noch das Blut ihres Manns klebt. In „Spencer“ verbringt Kristen Stewart als Prinzessin Diana 1991 drei Weihnachtstage im Kreis der königlichen Familie auf Schloss Sandringham und überdenkt dabei ihre Ehe und ihr Leben.

Larraíns Filme bewegen sich immer entlang jener dünnen Linie, auf der Realität mit Fiktion verschwimmt wie Himmel und Wasser an einem verhangenen Tag am Meer. Schon in „Jackie“ ließ er Natalie Portman Originalaufnahmen in Fernsehinterviews nachdrehen, ließ Kostüme detailgenau herrichten und hob dann auf dieser Grundlage zur eigenen Interpretation der Figur ab. In „Spencer“ wiederholt er das, nur hat er dieses Mal in Kristen Stewart eine Komplizin an der Seite, deren Perfektion selbst Portmans Leistung in den Schatten stellt.

Kristen Stewart hat Diana studiert. Das wird gleich zu Beginn des Films klar. Da fährt sie im offenen Porsche durch die englische Landschaft zum Schloss Sandringham. Obwohl sie aus der Gegend stammt, kommt sie vom Weg ab. Im rot-grün-blauen Tartankostüm mit Sonnenbrille, High Heels und Handtasche von Chanel stöckelt sie in eine Bar und fragt die Anwesenden: „Wo zum Teufel bin ich?“ Die Gäste erstarren beim plötzlichen Anblick der Prinzessin. Eine Reaktion, die Kristen Stewart nur allzu gut kennt. Würde die 31 Jahre alte amerikanische Schauspielerin ihre Zeilen nicht in perfektem britischem Upperclass-Akzent sprechen, der eine intensive Beschäftigung mit der Rolle nahelegt, so könnte man meinen, sie spiele eine Szene ihres eigenen Lebens nach.

Im Jahr 1990 in Los Angeles geboren, wuchs Kristen Stewart als Kind zweier Filmschaffender auf, bekam Privatunterricht und spielte schon im Alter von neun Jahren erste kleine Filmrollen. Das bereitete sie aber nicht auf das vor, was von 2008 an geschah. Mit knapp 18 Jahren übernahm sie die Rolle der Bella Swan, die sich in einen Vampir verliebt. Die Verfilmung der Jugendroman-Serie „Twilight“ feierte große Erfolge. Heranwachsende Mädchen hielten Stewart für ihre beste Freundin, pubertäre Jungs schwärmten für sie, Paparazzi lauerten ihr auf, sobald sie das Haus verließ. In einem Interview während der Pressetour zum zweiten Teil der Vampir-Saga 2009 erzählte sie einem Reporter der „New York Times“: „Was mich wirklich fasziniert, was mich innerlich zerreißt, ist, wenn die Leute denken, ich sei rücksichtslos oder undankbar, weil ich nicht im Bikini nach

draußen gehe und den Paparazzi zuwinke.“ Sie war in einer Zeit zum Teenager-Star geworden, in der sie die Abstürze junger Idole einer ganzen Generation genau verfolgen konnte. Die Fotografen der Klatschpresse lauerten Lindsay Lohan, Paris Hilton und Britney Spears auf; deren Party-Eskapaden und Fehlritte landeten sofort auf den Titelblättern der Boulevardpresse.

Dass Stewart das erspart blieb, liegt auch an Jodie Foster. Mit ihr drehte die damals Zwölfjährige im Jahr 2002 den Thriller „Panic Room“ unter der Regie von David Fincher. Foster, die selbst in ähnlichem Alter auf einen Schlag berühmt wurde, nämlich durch Martin Scorseses Film „Taxi Driver“, war vom Talent ihrer jungen Kollegin begeistert. Sie schärfte ihr ein, wie wichtig es sei, nun „keine Reality-Show“ zu werden. Diese Art der Aufmerksamkeit möge zunächst spaßig wirken, aber in zehn Jahren werde das anders sein. Und Foster gab ihr den Karriere-ratschlag, zwischen den Filmwelten des Indie- und des Kommerzkinos hin und her zu wechseln, um nicht in einem Image stecken zu bleiben.

OHNE SOZIALE MEDIEN

Stewart befolgte den Rat und drehte zwar nach „Panic Room“ die „Twilight“-Saga zu Ende, gab sich jedoch trotz der riesigen medialen Aufmerksamkeit allergrößte Mühe, nicht in die Falle der „Reality-Show“ zu tappen. Als sich die Klatschreporter auf ihr Liebesleben mit dem Ko-Star Robert Pattinson stürzten (die On-off-Beziehung dauerte fast so lange wie die Dreharbeiten der fünf „Twilight“-Teile), blieb Stewart ruhig. Auch als sich während ihrer Trennung von Pattinson und ihrem darauffolgenden Outing, bisexuell zu sein, Hass und Empörung im Netz breit machten, reagierte sie mit kühler Gelassenheit.

Von den sozialen Medien hält sie sich fern, sie nimmt aber durchaus wahr, was dort über sie geschrieben wird. Als sie 2017 als Stargast die New Yorker Late-Night-Show „Saturday Night Live“ moderierte, sprach sie in ihrem Eröffnungsmotiv über die Tweets des damaligen amerikanischen Präsidenten Donald Trump zu ihrer Trennung von Pattinson. „Ich bin etwas nervös, das hier heute zu moderieren, denn der Präsident schaut wahrscheinlich zu, und ich glaube, er mag mich nicht sonderlich. Woher ich das weiß? Er hat elfmal über mich getweetet.“ Dann las sie Auszüge der Beschimpfungen vor, die Trump anlässlich der Trennungsgerüchte veröffentlicht hatte („Sei schlau, Robert, verlasse sie!“), und nahm letztlich auch die mit Humor: „Ich glaube, Donald Trump hasste mich nicht. Ich glaube, er war einfach in meinen Freund verliebt.“

An dem kurzen Moderationsclip, der noch heute auf Youtube zu finden ist, zeigt sich, was die Öffentlichkeit an Kristen Stewart so fasziniert. Es ist nicht nur die Souveränität, mit einem Shitstorm umzugehen; bei ihren Auftritten macht sie einen authentischen Eindruck, weil sie doch auch immer ein wenig unbeholfen wirkt (die englische Sprache hat dafür das hübsche



Wort „awkward“, das ein Verhalten zwischen peinlich berührt und tapsig beschreibt). Sie verhakt ihre Finger ineinander, wedelt in kleinen unbeholfenen Gesten mit den Händen, kommuniziert über ihre Körpersprache, dass sie eigentlich zu schüchtern ist, um hier vor großem Publikum Witze über ihr Privatleben zu reißen. Sie ist aber auch Medienprofi genug, um dennoch ihre Filme zu bewerben und solche Auftritte auch durchzuziehen.

Im Gegenzug für dieses Zugeständnis an Produktionsfirmen und Agenten nimmt sie sich andere Freiheiten heraus. Von der Wahl ihrer Rollen bis zur Wahl ihrer Kleidung setzt sie ihren eigenen Kopf durch. Den Monolog bei „Saturday Night Live“ hielt sie in einem schwarzen Spanx-Unterkleid, das sie mit einem durchsichtigen Rock aus Gittergewebe mit Lederapplikationen des Schweizer Labels Yvy kombinierte. Zur Premiere des Diana-Films „Spencer“ schritt sie 2021 beim Filmfestival in Venedig in einem mintgrünen Spitzenkleidchen über den roten Teppich und kam in besonders kurzen Chanel-Hot-Pants zum Fototermin.

Manche Stilkritiker fanden das zu gewagt, andere verbuchen sie längst unter „nonkonform“. Stewart ist das schlicht egal; Moderegeln sind für sie dazu da, um gebrochen zu werden, gern mit feministischem Ansatz der Selbstermächtigung. Als sie in Cannes die hohe Treppe zum Festivalpalast in High Heels erklimmen sollte (so schreibt es der konservative französische Dresscode für Frauen vor), zog sie ihre Louboutins kurzerhand aus und lief die Stufen barfuß empor. „Wenn sie keine Männer dazu verpflichten, in Kleid und Stöckelschuhen hier hochzulaufen, dann können sie das von mir auch nicht verlangen“, sagte sie den überraschten Journalisten.

KEIN TEENIE-STAR MEHR

In Frankreich liebt man die Amerikanerin trotzdem. Seit sie 2014 an der Seite von Juliette Binoche in „Die Wolken von Sils Maria“ zu sehen war, hat sie sich auch dort etabliert. Für ihre Rolle als junge Assistentin einer alternden Schauspieldiva bekam sie sogar den nationalen Filmpreis César. Den „Oscar Frankreichs“ hatte zuvor noch nie eine Amerikanerin bekommen. Mit dem französischen Regisseur Olivier Assayas arbeitete sie zwei Jahre später noch einmal für



Sie zeigt etwas, von dem sie nicht wusste, dass es in ihr steckt: Der Film „Spencer“, der beim Filmfestival von Venedig Weltpremiere hatte, kommt am 13. Januar in die deutschen Kinos.

den Fantasy-Thriller „Personal Shopper“ zusammen. Bei diesen Rollen fällt auf, dass sie dem Rat Jodie Fosters folgt und Mainstream-Kinoauftritte mit Arthouse-Rollen mischt. Vor allem aber hat sie sich in den europäischen Filmen vom Image des Teenie-Stars freigespielt. Es brauchte Künstler wie Assayas, die ihr Raum gaben, dem eigenen Talent zu vertrauen und eine Arbeitsweise zu entwickeln, die es zum Strahlen bringt. In einem Gespräch mit Lars Eidinger, mit dem Stewart in „Personal Shopper“ zusammengearbeitet hatte, zeigte er sich überrascht davon, wie sehr seine Kollegin im Moment verharren konnte, wie präsent sie in jeder Szene war.

Über ihre Schauspieltechnik sagte Stewart einmal, es gehe nicht nur darum, „eine Leistung abzuliefern, sondern vom eigenen Spiel völlig schockiert zu sein und den Regisseur genau das einfangen zu lassen. Das kriegst du nur hin,

wenn du dich komplett bloßstellst. Für mich ist es das Größte, wenn sich dabei etwas zeigt, von dem ich selbst gar nicht wusste, dass es in mir steckt“.

Laut der Filmdatenbank IMDb hat Kristen Stewart mit gerade einmal 31 Jahren schon in 56 Filmen mitgespielt. Selten sei sie mit ihrer Leistung zufrieden, erzählte sie unlängst einer britischen Zeitung. „Spencer“ gehört demnach zu den fünf guten Filmen, die sie im Lauf ihrer Karriere gemacht hat. Sie gibt sich tatsächlich mehr Blöße als in vielen ihrer anderen Rollen. Dianas fragile Psyche zeigt sich in ihren Essstörungen, wenn sie sich nachts heimlich in die Küche schleicht und beginnt, Torten in sich hineinzustopfen, während sie beim Essen im Kreis der königlichen Familie immer wieder auf die Toilette rennt, um sich zu übergeben. Stewart gelingt es, eine Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs zu spielen, die dennoch ihre

Würde behält. Auch das ist ein Trick, den sie im Lauf ihrer Karriere gelernt hat: das Wagnis, sich selbst bloßzustellen, um die Figur nicht bloßstellen zu müssen.

Jodie Foster hatte ihre 2002 prophezeit, sie sei zu intelligent, um lange Schauspielerin zu bleiben. Sie sehe sie eher als Regisseurin. Foster sollte auf lange Sicht recht behalten. Als im Lockdown Filmschaffende wie Paolo Sorrentino, Maggie Gyllenhaal und Naomi Kawase für das Projekt „Homemade“ begannen, Kurzfilme über die Quarantäne zu drehen, nahm auch Stewart die Kamera in die Hand. Ein eigener Spielfilm, in dem sie Regie führen wird, ist in Arbeit. Seit November ist sie mit der Drehbuchautorin Dylan Meyer verlobt. Und für die Rolle in „Spencer“ sagt man ihr Chancen auf die Nominierung für einen Oscar voraus. 2022 könnte man noch viel hören von Kristen Stewart. ◀





MOCHI-EIS VON FARINA OPOKU

Sobald in Japan die Kirschblüten blühen, werden auch wieder rosafarbene Mochis gegessen: Reiskuchen aus Klebreis, gefüllt mit roter Bohnenpaste und gewickelt in gesalzene, essbare Kirschblätter. Mochis gibt es in verschiedenen Ausführungen, klassisch in Weiß und mit Bohnenmus-Füllung, seit Anfang der Achtzigerjahre auch in gekühlter Version mit Eiscreme-Kern. In Deutschland findet man die Teigbällchen seit einigen Jahren nicht nur in asiatischen Supermärkten, sondern auch im Kühlregal. In manchen Supermärkten gibt es sogar Mochi-Eis-Bars mit Selbstbedienung – was unter anderem an Influencern liegt, die die Reiskuchen in trendigen Restaurants als edles Dessert aufgetischt bekommen. Auch die 1,5 Millionen Follower schwere Farina Opopu ist Mochi-begeistert, sie besitzt seit diesem Sommer eine eigene Mochi-Sorte: „Cheesecake Salted Caramel“, in Kooperation mit Hersteller O-Mochi. Italienisches Sahneis mit Frischkäse-Zubereitung und einem flüssigen Salzkaramell-Kern, umgeben von japanischem Mochi-Teig – Fusion Food aus dem Supermarkt. Die mit dem Red Dot Design Award ausgezeichnete knallpinkte Verpackung aus Papier weist mit einem gezeichneten Instagram-Fenster auf die reichweitenstarke Urheberin hin. Opopus erstes eigenes Lebensmittelprodukt kommt jedoch nicht bei allen gut an: In asiatischen Communities in Deutschland wurde Empörung laut, Opopu schlage Profit aus japanischer Kultur. Anders als inzwischen gelöschte Werbefotos der Influencerin aus Köln das suggerierten, wird die japanische Spezialität zudem nicht mit Stäbchen gegessen. Und wie schmecken die glutenfreien Käsekuchen-Bällchen nun? Wer das Produkt am japanischen Original misst, kann da nur enttäuscht werden – mit dem haben Opopus Mochis nur die Klebreis-Ummantelung gemein. In Japan gibt es Mochis zudem meist in Sorten wie Grüner Tee, Rote Bohnen, Pflaumenwein oder mit Vanille-, Schokoladen- und Erdbeergeschmack. Lässt man sich trotzdem auf das Experiment ein, stellt man fest: Der Hybrid aus unterschiedlichen Küchen schmeckt gut – allerdings eher nach gefrorenem Naturjoghurt als nach Käsekuchen, das Salzkaramell erinnert eher an ungesalzene Karamell. Wen es nach Käsekuchen gelüster, sollte daher lieber zum Konditor gehen. Und wer traditionelle Mochis sucht, besser in den Asia-Markt.

GANGSTARELLA-PIZZA VON CAPITAL BRA

Noch bevor Capital Bra eine eigene Eistee-Reihe namens Bratee auf den Markt brachte, hatte der Deutschraper seinen Fans im Mai 2020 schon die Tiefkühlpizza Gangstarella präsentiert. Und das in verschiedenen Varianten: Auf die Rindersalami- und Grillgemüse-Pizzen mit Hanfsauce ohne psychedelische Wirkung folgten Versionen, die mit gewürzter Sucuk-Wurst sowie mit Thunfisch belegt sind. Bei Jugendlichen wurde die Pizza des gebürtigen Russen schnell zum Hype-Produkt, das nach Markteinführung schwer zu ergattern war: Von der Pizza wurden binnen einer Woche eine halbe Million Exemplare verkauft, aufgrund der hohen Nachfrage kam es zu Lieferengpässen – und das bei einem Preis von vier Euro. Das Design des Pizzakartons ist gut durchdacht: Man sieht eine Zeichnung von Bäckermeister Capital Bra inklusive Kochhaube. Anders als bei herkömmlichen Tiefkühlpizzen wirkt der Karton wie aus der Lieblingspizzeria. Und die inneren Werte? Oder, um es mit „Capis“ Worten zu sagen: „Ballert“ diese Pizza? Wir machen den Test mit der Rindersalami-Variante. Die ist wie alle anderen fleischhaltigen Gangstarellas Halal-zertifiziert, womit der 27 Jahre alte Capital Bra den Mainstream für Halal-Fleisch bedienen will. Optisch unterscheidet sich die Gangstarella nicht groß von konkurrierenden Produkten, nach zwölf Minuten Aufbackzeit sieht sie durchaus ansehnlich aus. Fans von knusprigem Steinofenpizza-Boden kommen allerdings nicht auf ihre Kosten, der dicke Teig erinnert eher an Pizza Hut. Capital Bras Versprechen „baba soft“, nachzulesen auf der Verpackung, wird damit aber auch eingehalten. Das von der Südzucker-Tochter Freiburger hergestellte, üppig belegte Produkt ist im Alleingang nicht einfach zu vertilgen, schmeckt aber für eine Tiefkühlpizza überraschend gut, der Wurstbelag ist aromatisch. „Übertrieben krass“, wie der bei Universal Music unter Vertrag stehende Künstler seine Pizza-Kollektion beschreibt, ist die Version mit Rindersalami trotzdem nicht – das wäre eher die frischgebackene Steinofenpizza vom Italiener.



IHR PROMI EMPFIEHLT

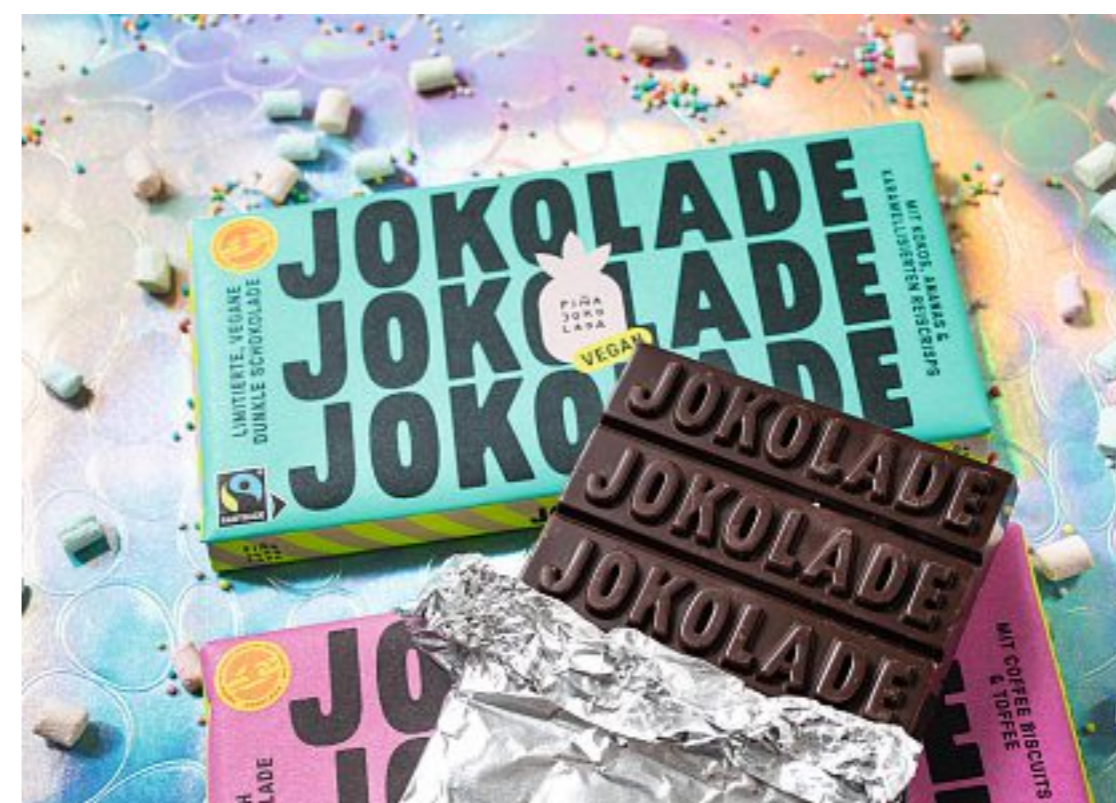
Von Johanna Christner, Fotos Martin Albermann

Immer mehr Berühmtheiten vermarkten ihre eigenen Lebensmittel. Unsere Autorin hat getestet, was die Produkte zu bieten haben – außer ihrem großen Namen.



DIRTEA-EISTEE VON SHIRIN DAVID

Ein Deutschraper von Welt bringt heutzutage nicht nur Musik, sondern auch Eistees auf den Markt. Neben Capital Bra und Haftbefehl schuf sich auch die Rapperin Shirin David mit ihrem Dirtea ein weiteres erfolgreiches Standbein. „Dirty“ sieht es beim Blick auf die Inhaltsstoffe allerdings auch aus: Mit 43 Gramm reinem Zucker pro halbem Liter ist der Tagesbedarf an Zucker mit einer Dose nahezu gedeckt. Viel mit Tee hat das Getränk zudem nicht zu tun, die Sorte „Wet Peach“ etwa enthält lediglich 0,24 Prozent Schwarztee-Extrakt. Ein Trostpflaster: Eine Alufolie mit Shirin Davids Gesicht darauf, die die pastellfarbenen Dosen versiegelt, soll gemäß dem Motto „Stay safe, drink Dirtea“ für mehr Hygiene in Zeiten der Pandemie sorgen. Geschmacklicher Testsieger ist die Sorte „Wet Peach“. Sie schmeckt tatsächlich nach Pfirsich, nicht zu süß und im Vergleich zu den anderen Geschmacksorten fast schon nach einem Aufguss bei einer Teezeremonie. „Busty Blueberry“ hingegen riecht schon beim Öffnen der Dose intensiv nach Blaubeerfruchtgummi – sehr künstlich. Ähnliches gilt für die Sorte „Candy Shop“, da ist der Name Programm, die rosafarbenen Lollipops auf der rosafarbenen Packung deuten den pappsüßen Inhalt schon an. Immerhin können bei der Testerin hier ein paar Nostalgie-Punkte gesammelt werden: „Candy Shop“ schmeckt leicht nach Uludag, dem Getränk der Wahl in Dönerbuden, wenn gerade kein frischer Ayran bestellbar ist. Für ihren Eistee kooperiert Shirin David mit dem Getränkevermarkter Drinks & More, der zur Krombacher-Gruppe gehört. Seit der Veröffentlichung ihres Albums „Bitches brauchen Rap“ ist das Getränk in den Sorten „Sparkling Juicy Mango“ und „Sparkling Candy Shop“ auch mit fünf Prozent Alkoholgehalt erhältlich. Zumindest in den Supermarktfilialen der Deutschraper-Hochburg Frankfurt scheinen die gut anzukommen – da sind sie oft restlos ausverkauft.



JOKOLADE- SCHOKOLADE VON JOKO WINTERSCHIEDT

Joko Winterscheidts Jokolade gehört mit einem Preis von 2,79 Euro nicht zu den Schnäppchen im Süßwaren-Regal. Der Moderator ließ sich für seine Schokolade nach eigenen Angaben von Greta Thunberg und ihrer Bewegung „Fridays for Future“ inspirieren. Zudem hatte er eine Dokumentation über Missstände im Kakaoanbau gesehen, was auf allen Jokolade-Tafeln als weiterer Beweggrund nachzulesen ist – eine Schokolade gegen moderne Sklaverei und illegale Kinderarbeit. Zu 99,2 Prozent sei der verwendete Kakao fair gehandelt, mehr gebe der Markt aktuell nicht her. Nette Idee: Auf der Innenseite des recycelbaren Papiers sind Bilder der Künstlerin Hell Gette zu entdecken. Dass ihre Kunst auch privat Winterscheidts Wände ziert, verleiht dem Ganzen einen persönlichen Touch. Aber zurück zum Geschmack. Für unseren Test probieren wir die vier regulären Sorten sowie die limitierte Edition „Piña Jokolada“ mit Ananasstücken, Kokosflocken und karamellisierten Reiscrisps. Letztere ist als einzige der Geschmacksrichtungen vegan und kann durch die Kombination von Früchten mit dunkler Schokolade punkten. In eine ähnliche Richtung geht Jokolade „No. 4“, bei der dunkle Schokolade auf Birne, Brownie und karamellierte Mandeln trifft – auch das funktioniert dank der fruchtigen Akzente nicht nur für Liebhaber dunkler Schokolade sehr gut. Die zwei Milkschokolade-Tafeln sind unsere Favoriten: Milkschokolade mit Coffee Biscuits und Toffee besticht mit einer unaufdringlichen Kaffeenote, die Variante mit Banane, Karamell und Biskuits landet auch privat im Einkaufskorb. Wer weiße Schokolade bevorzugt, muss sich bislang mit Sorte „No. 1“ begnügen: Dabei treffen karamellierte Haselnüsse, Coffee Biscuits und Baiser auf cremige weiße Schokolade – und auch das schmeckt richtig gut.



JAUCH-WEIN VON GÜNTHER JAUCH

Wer zu Produkten eines Prominenten greift, kann sich oft auch mit dessen Werten identifizieren. Im Fall des Weins von Günther Jauch ließ sich im vergangenen Jahr beim Kauf zugleich eine gute Tat vollbringen: Über Facebook gab Jauch bekannt, dass der gesamte Erlös im August samt Mehrwertsteuer und Versandkosten an Winzer im Ahrtal gehe, deren Weinberge von der Flutkatastrophe zerstört worden waren. Die Voraussetzung: Man musste Privatkunde von Jauch sein. Insgesamt sammelte der Moderator dadurch 263.100 Euro und rundete danach auf einen Betrag von 270.000 Euro auf. Dabei war das Familiengut von Jauch in Kanzem an der Saar, das er vor mehr als zehn Jahren übernommen hatte, selbst von der Flut betroffen. „Die Betriebe samt Inventar und Wein aus den Ernten der vergangenen Jahre hat die Flut einfach mitgerissen“, hieß es in einer Stellungnahme von Jauch. „Mitarbeiter unseres Weingutes haben in der vergangenen Woche an der Ahr bei den Aufräumarbeiten und im Weinberg bei der Sicherung der Ernte des Jahrgangs 2021 mitgeholfen. Alle kamen tief erschüttert zurück. Dieses Ausmaß an Zerstörung konnte sich niemand vorstellen.“ Jauchs Wein ist für 5,99 Euro je 0,75-Liter-Flasche zu haben – ein recht deftiger Preis für ein Produkt, das beim Discounter verkauft wird. Der Weißburgunder-Chardonnay schmeckt fruchtig mit einer leicht säuerlichen Note, ein durchaus würdiger Begleiter zu Fischgerichten. Der Spätburgunder Cabernet Sauvignon aus der Jauch-Linie verströmt schon beim Öffnen des Schraubverschlusses beerigen Duft. Beide Weine sind geschmacklich solide, angesichts des Preises und der Tatsache, dass ein guter Wein nicht teuer sein muss, allerdings kein Muss. Die auf dem Etikett des Weins abgedruckte lächelnde Silhouette von Günther Jauch lässt solche Vorbehalte allerdings schnell vergessen.

„MERKEL HAT DOCH EINIGES ERREICHT“

Was hat die Bundeskanzlerin dem Feminismus gebracht? Warum hat sie nicht die Frauenkarte ausgespielt? Und was bedeutet das für die neuen Ministerinnen?



IN BESTER GESELLSCHAFT (4)

Unsere Welt verändert sich so rasant wie nie zuvor – und wird immer unübersichtlicher.

Prof. Dr. Doris Mathilde Lucke ist Soziologin mit den Schwerpunkten Akzeptanzforschung, Rechtssoziologie, Gender Studies, Familiensoziologie und private Lebensformen sowie Sozionik. Sie beantwortet regelmäßig unsere Fragen zum Zustand der Gesellschaft.

Wie kommen Sie darauf?

Frau Merkel wird in die Geschichte eingehen. Aber Frauengeschichte hat sie nicht geschrieben. Als Merkel Frauenministerin und Bonn noch Bundeshauptstadt war, gab es dort ein wunderschönes Sommerfest vom Deutschen Frauenrat. Da stand ich während einiger Begrüßungsreden direkt neben Frau Merkel. Bei diesem Empfang – mit feministisch inspirierter toller Aufbruchstimmung – war Angela Merkel total isoliert. Mit ihr hat kaum jemand gesprochen, und man hat gemerkt: Das ist keine von uns.

Wie kam das?

Schon damals zeichnete sich etwas ab, das später dann auch Angela Merkels Kanzlerinnenschaft ausmachte: Sie hat die Frauenfrage nie zur Chefsache und schon gar nicht zur Cheffinnensache gemacht. Das war nicht ihr Thema. Für sie war das nach meinem Eindruck eine Pflichtveranstaltung. Ich selbst habe ja ein ähnliches Stigma wie Frau Merkel. Ich war als die erste und lange Zeit einzige Professorin für Soziologie an der Universität Bonn in einer ähnlichen Situation. Man hat vorher schon zu mir gesagt: Nehmen Sie für die Habilitation bloß kein Frauenthema! Dann sind Sie doppelt stigmatisiert – als Frau und über ihr Thema. Genderfragen galten und gelten in der Forschung als Karrierekiller.

Angela Merkel schien ihr Frausein so wenig wie möglich zu thematisieren.

Ganz genau. Mit Annalena Baerbock haben wir nun das krasse Gegenbeispiel. Sie hat knallhart die Frauenkarte gespielt, und das hat gerade mal zur Kanzlerkandidatin gereicht. Frau Merkel hat

das vermieden. Das könnte man als individuell karrierestrategisch geschickt deuten. Für die Sache der Frauen aber wirkte es so: Mensch, jetzt ist da endlich mal 'ne Frau dran – und sie macht nichts für Frauen. Möglicherweise hat Frau Merkel gerade dadurch, dass sie das Geschlecht nicht thematisiert hat und eben nicht als Frau angetreten ist, doch einiges erreicht, nicht nur in eigener Sache.

Und sie widerlegt das Vorurteil, dass Frauen viel plappern würden.

Ja, und das ist sehr klug. Sie hat recht früh Distanz geschaffen. Sie hat sehr oft Formulierungen benutzt wie „Wir sagen“ oder „Wir machen“, also für die Partei oder ein anderes Kollektiv im Plural gesprochen. Damit machte sie sich ein Stück weit unangreifbar. Beim Großen Zapfenstreich zu ihrer Verabschiedung wirkte sie auch nicht allzu ergriffen. Trotzdem hat das gezeigt: Merkel kann menschen.

Sie sagen, Merkel habe nicht viel für die Frauen getan. Trotzdem war der Feminismus unter jungen Frauen in Deutschland nie so beliebt wie heute. Frau Merkel ist auf ihre eigene Art Feministin, denke ich. Ich würde an der Stelle meine eigene Mutter ins Spiel bringen, die für damalige Verhältnisse ungewöhnlich emanzipiert war. Als ich ins Wahlalter kam, sagte sie trotzdem: Du darfst nie eine Frau wählen. So eine Widersprüchlichkeit und Zwiespältigkeit in der Botschaft meine ich auch bei Frau Merkel zu erkennen.

Angela Merkel sagte einst, sie sei keine Feministin. 2021 sagte sie dann, sie sei es doch.

Der Systemtheoretiker und Soziologe Niklas Luhmann attestierte der Frauenforschung zu Beginn eine Art theoretische Totgeburt. Er sagte, sehr luzide gedacht: Jetzt setzen die Frauenforscherinnen ausgerechnet bei dem Gegensatz Mann-Frau an und machen die entscheidende Initialunterscheidung genau an der Stelle, deren Konfliktlinie sie überwinden wollen. Und ich denke, das ist in etwa auch der Ansatz von Angela Merkel: Wenn Feminismus als Humanismus gedacht wird und nicht in Kategorien des Geschlechterkampfes, dann ist sie dabei.

Warum hatte Merkel denn Themen wie Familienpolitik so wenig auf der Agenda?

Neben den karrierestrategischen Aspekten denke ich, dass ihr das einfach nicht so wichtig war. Aber zum Beispiel bei der Quote gab es bei einigen ein Umdenken, am Anfang waren ja viele dagegen. Die Nebeneffekte der Quote erachte ich persönlich als besonders interessant: Bei der SPD war es jetzt so, dass schon der Bundespräsident männlich war, der künftige Kanzler ebenfalls, da musste nun wenigstens die Bundespräsidentin eine Frau sein. Das wäre ohne Quote meines Erachtens nie passiert. Die CDU wiederum sagt, wir hatten noch nie eine Bundespräsidentin, weshalb darf der Steinmeier jetzt Bundespräsident bleiben? Und die SPD – unter ihnen SPD-Frauen – macht geltend, dass das in der Partei eben so vereinbart war. Daran sieht man auch, wie brüchig die parteienübergreifende Koalition der Frauen ist. Andere Systemlogiken unterlaufen die Geschlechterparität.

Der Frauenanteil im Bundestag ist nach wie vor nicht besonders hoch: 34,7 Prozent.

Genau. Mit Blick auf die Leuchtturmfiguren von der Leyen, Merkel oder Christine Lagarde hieß es immer: Seht, wir sind doch bis ganz oben gleichberechtigt. Aber wenn man in den Hierarchieebenen weiter runtergeht, sieht man, dass wir eben noch weit entfernt von echter Parität sind. Im Wissenschaftsbetrieb ist das ähnlich: Wenn Disziplinen und Fächer anfangen, weiblicher zu werden und vermehrt Frauen an der Spitze haben, dann ist das häufig ein Indikator für den einsetzenden Status- und Prestigeverlust dieses Fachs.

Politik verliert durch mehr Frauen an Einfluss? Meine These ist, dass mehr Frauen in der Politik ein untrügliches Zeichen dafür sind, dass die Macht von dort längst abgewandert ist. In Richtung Technologie und in Richtung Wirtschaft. Und dort sind so gut wie keine Frauen. Das ist ein ungelöstes Problem. Ähnlich ist es bei Fragen nach „Female Leadership“: Führen Frauen anders? Darüber ärgere ich mich. Wenn Frauen in Führungspositionen gelangen, kommen sie in der Regel in ein männlich vermachtes Feld. Die Spielregeln sind gesetzt, die Strukturen sind etabliert, als einzelne Frau sind sie halb drinnen, halb draußen. Angela Merkel hat sich überhaupt 16 Jahre lang in dieser dilemmatischen Situation des ausgeschlossenen Eingeschlossenseins behaupten können dank ihrer Erfahrung mit Systemen. Sie hat das System DDR kennengelernt, und sie hat das System Männer kennengelernt. In diesem männerdominierten System hat sie wie eine variable Konstante funktioniert – das ist ein Widerspruch in sich, wie eine flexible Quote. Genauso müssen sich nach meiner Erfahrung Frauen in Männerdomänen verhalten, wenn sie es länger dort aushalten und auch noch erfolgreich sein wollen. Ihre Politik war eine des Abwartens, Austarierens, des Reagierens und situativen Regierens und eben nicht des aus sich selbst heraus motivierten Agierens. Sie hat eher laivert und nicht kreativ gestaltet.

Gleichzeitig gibt es von Frauenrechtlerinnen viel Kritik an einigen feministischen Ansätzen, die sich unter Angela Merkel etabliert haben, der Vorwurf lautet „Girlibos Feminismus“: Es werden nur solche Frauen in den Blick genommen, die es etwa in Aufsichtsräte oder Vorstände schaffen könnten. Das sehe ich ähnlich. Von einer 30-Prozent-Quote in Aufsichtsräten profitieren gerade einmal 100 Frauen. Das ist für mich zum Teil auch ein symbolischer Krieg, der da geführt wird. Es wird lange dauern, bis es einen Trickle-down-Effekt gibt und auch andere Frauen davon profitieren. Momentan entsteht ein völlig verzerrtes Bild. Wenn Sie den Fernseher anschalten, sehen Sie immer mehr Frauen, die Nachrichten vorlesen und Sendungen moderieren. Wenn Sie aber mal hinter die Fassaden schauen, wie viele Intendantinnen es beispielsweise gibt, sieht das Ganze schon wieder ganz anders aus.

Die Koalition will vieles anders machen. Wir haben nun eine Innen- und eine Außenministerin. In meinen Augen sind das eigentlich nur dekorative Postenvergaben mit Symbol- und Signalwirkung. Mit der weiblichen Besetzung ehemals harter männlicher Schlüsselministerien verschieben sich die Machtzentren, die sitzen erklärmaßen bei drei Männern: Scholz, Habeck, Lindner. Diese drei Ampelmänner werden hinter den Kulissen regieren, das ist meine vorläufige Prognose. Ich würde die Frage gerne anders beantworten, aber die Realität zwingt mich, das Gegenteil zu erwarten. Hintergrund ist der, dass wir etwas haben wie eine Gleichstellungsrhetorik und Gleichstellungsästhetik. Ich sehe die Bilder schon vor mir: Auf denen sind dann viele Frauen zu sehen. Ich fürchte aber, dass das ein Zerrbild ist, kein Spiegel der weiter bestehenden Machtverhältnisse, sondern nur eine optische Korrektur.

Kaum eine junge Frau würde noch sagen, sie sei keine Feministin.

Und das hat ja auch etwas Positives. Wenn Sie heute eine Umfrage machen würden, würden fast 100 Prozent der Befragten sagen: Ich bin für Gleichberechtigung. Beim heutigen Status Quo wissen wir: Viele von ihnen lügen. Aber auch wenn sie lügen, ist das eine Aussage, die eine Trendwende andeutet.

Die Fragen stellten Julia Bähr und Johanna Dürrholz.

FOTO: MARCUS SIMANTS

DAS BESTE FÜR ZU HAUSE

Von Michael Spehr

Das Homeoffice bleibt – also ergänzt man den heimischen Arbeitsplatz besser gleich mit sinnvollem Zubehör. Acht Gadgets bringen mehr Komfort, mehr Übersicht und mehr Durchblick in Videokonferenzen.

APEX THUNDERBOLT 4 Docking Station von Anker

Dass man ein Dock fürs Notebook braucht, weiß man meist erst dann, wenn man einige Zeit eines ausprobiert hat. Einfach nur den Rechner mit USB C ans Dock anbinden, schon ist alle weitere Peripherie unmittelbar verbunden. Der oder die Monitore werden gekoppelt, dieses Gerät von Anker unterstützt bis zu drei. Nebenbei wird das Notebook über USB C geladen, mit bis zu 90 Watt. Speicherkartensteckplätze und ein Audioausgang sind auch dabei. Die Apex Thunderbolt 4 Docking Station kostet 400 Euro, dafür unterstützen die Ports das superschnelle Thunderbolt 4.



BRIO ULTRA HD PRO Webcam von Logitech

Sich gut in Szene zu setzen, das hat in der Videokonferenz auch viel mit ordentlicher Technik zu tun. Die eingebaute Webcam der meisten Notebooks ist lausig, eine ordentliche externe Kamera macht da den Unterschied. Wir können die Brio Ultra HD Pro Webcam von Logitech empfehlen. Die Optik hat eine 4 K-Auflösung, auch bei schwachem Licht kommt ein gutes Bild zustande, und mithilfe einer Zoom-Funktion lässt sich der optimale Ausschnitt flexibel einstellen. Für guten Klang sorgen zwei omnidirektionale Mikrofone mit Geräuschunterdrückung. Von 150 Euro an.



EXTREME PORTABLE SSD von Sandisk

Zwischendurch mal eben schnell wichtige Dateien sichern ist in Zeiten ständig neuer IT-Gefahren überaus angesagt. War früher die externe Festplatte ein unförmiges Monstrum, gibt es heute SSD-Medien, die nicht nur flink und lautlos arbeiten, sondern auch optisch gefallen. Die Extreme Portable SSD von Sandisk gibt es in Größen zwischen 250 Gigabyte und zwei Terabyte zu Preisen von 75 Euro an. Besonders praktisch: Dem mitgelieferten USB-C-Kabel für schnellen Datentransport liegt noch ein Adapter auf alte (und langsamere) USB A bei.



VERIMARK DESKTOP FINGERPRINT KEY von Kensington

Am Notebook hat sich der biometrische Fingerabdruckscanner als Zugangskontrolle durchgesetzt. Ist der portable Rechner nicht damit ausgerüstet, nimmt man einen Fingerprint-Leser für den USB-Anschluss. Nur die Nutzer eines Desktop-PC schauen bislang in die Röhre. Nun liefert Kensington den Verimark Desktop Fingerprint Key mit 1,20 Meter langem USB-Kabel, so dass auch eine bequeme und schnelle Lösung für Desktop-Rechner bereitsteht. Er speichert bis zu zehn Fingerabdrücke und kostet 70 Euro.



THINKVISION M14T von Lenovo

Wenn im Homeoffice der Platz knapp ist, zählt jeder Zentimeter. Flexible Lösungen sind gefragt, und so kann sich ein Blick auf den klein zusammenklappbaren Zweitmonitor Thinkvision M14T von Lenovo lohnen. Für 380 Euro bekommt man einen 14-Zoller mit Full-HD-Auflösung, der berührungsempfindlich ist und unter Windows das Arbeiten mit einem Stift erlaubt. Zudem lässt sich das Gerät sowohl im Hoch- wie im Querformat nutzen. Mit USB C holt sich der Zweitmonitor seinen Strom direkt aus dem angeschlossenen Notebook.

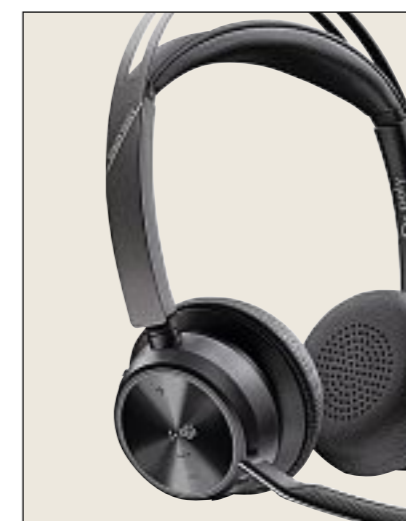
LUNA DISPLAY von Astropad

Der zweite Monitor kann auch ein zweiter Rechner oder ein Tablet sein. Der Hersteller Astropad bietet seit langem einen Dongle an, mit dem man etwa ein iPad zum Zweitbildschirm umwidmet. Nun kann das Luna Display sogar einen Mac als Zweitmonitor zweckentfremden, wahlweise mit Ethernet-Kabel oder drahtlos. Dabei werden auch 4 K- und 5 K-Monitore unterstützt. Luna Display kostet 130 Dollar und muss in den Vereinigten Staaten bestellt werden.



VOYAGER FOCUS 2 von Poly

Wer in lauter Umgebung telefonieren oder eine Videokonferenz bestreiten muss, nimmt ein Headset mit Nebengeräuschunterdrückung. Herkömmliche Geräte dämpfen den Umgebungslärm für den Träger des Headsets. Soll hingegen der Telefon- oder Videopartner möglichst wenig vom Lärm mitbekommen, nehme man das Voyager Focus 2 von Poly. Es überträgt ans Gegenüber nur die eigene Stimme, nicht mehr. Das Gerät ist eher leicht, findet mit Bluetooth Anschluss an den PC oder das Smartphone und hat einen Straßenpreis von etwa 200 Euro.



DRAHTLOSES 3-IN-1-LADEGERÄT mit Magsafe von Belkin

Ein Ladegerät für alles: Wer im Homeoffice auch noch sein iPhone im Blick haben möchte und die AirPods-Ohrenstöpsel für Konferenzen und Telefonate nutzt, mag sich mit dem 3-in-1-Ladegerät mit Magsafe von Belkin anfreunden. Der Clou: Nur ein Kabel führt zu der Ladestation, und der Akku dreier Apple-Geräte wird gleichzeitig gefüllt. Der Ladeständer sieht nicht nur schick aus, sondern unterstützt auch die Magsafe-Technik von Apple. Sie erlaubt es, mit starken Magneten das iPhone passgenau zu platzieren. Der Preis dafür: 150 Euro.



FOTOS: UNTERNEHMEN

КАКЯ СНОВА НАШЕЛ СВОЙ РОДНОМ ЯЗЫК

WIE ICH MEINE MUTTERSPRACHE WIEDERFAND

Von Natalia Wenzel-Warkentin, Fotos Frank Röth

In Sibirien geboren, in Deutschland aufgewachsen: Unsere Autorin spricht nur Deutsch, obwohl ihre Muttersprache Russisch ist. Heute macht sie einen Sprachkurs – und lernt die eigene Identität neu kennen.

„Ochen' khorosho“ – sehr gut, lobt die Lehrerin, als ich ihr meine kläglichen Versuche russischer Schreibrschrift zeige, mit ihren vielen Kurven und Häkchen. Ich lächle gequält und betrachte mein Werk, das eher an die ersten Schreibversuche einer Grundschulkin erinnert als an die Handschrift einer Neunundzwanzigjährigen. „Reine Übung“, sagt sie mit breitem russischen Akzent, bevor sie uns die Hausaufgabe für die kommende Woche aufbrummt. „Poka!“, sage ich, bevor ich den Laptop zuklappe. Tschüss!

Viele Menschen haben irgendwann in ihrem Leben das Bedürfnis, eine Fremdsprache zu erlernen. Also melden sie sich in Volkshochschulkursen und Sprachschulen an, beeindruckten Freunde auf Partys und schreiben Grundkenntnisse in ihre Vita. Was aber, wenn es sich dabei

um die eigene Muttersprache handelt? Die Sprache, bei der alle grundsätzlich davon ausgehen, dass man sie fließend beherrscht – und erstaunt reagieren, wenn man das verneinen muss? So geht es mir.

Dabei war das mal anders: Meine ersten Worte sprach ich auf Russisch, einige Zeit nachdem meine Eltern Anfang der Neunzigerjahre aus Westsibirien nach Deutschland gekommen waren, im Gepäck ein neun Monate altes Bündel. Ich hätte erstaunlich früh und erstaunlich viel geredet, erinnern sie sich heute. Als ich mit drei Jahren in den Kindergarten kam, sprach ich ein solides Russisch, wie Kinder es in diesem Alter nun mal sprechen. Bis zu dem Tag, als mich meine Mutter aus dem Kindergarten abholte und ich verkündete, nie wieder auch nur ein Wort

Russisch zu sprechen. Die anderen Kinder – ostwestfälischer Kindergarten, kein nennenswerter Migrantenanteil – hatten mich ausgelacht. Kinder in diesem Alter beschließen und verkünden vieles, was sie schnell wieder vergessen haben. Doch ich hielt Wort.

Meine Eltern versuchten erst gar nicht gegenzusteuern, hatten sie doch von den Erzieherinnen die Empfehlung bekommen, ausschließlich Deutsch mit mir zu sprechen, um das Kind nicht zu verwirren. Sie hielten sich daran, schließlich hatten sie ein Interesse daran, dass ich mich so gut wie möglich eingliederte, und überhaupt würden die deutschen Pädagoginnen schon wissen, wovon sie sprachen. Ingrid Gogolin, Erziehungswissenschaftlerin an der Universität Hamburg, die seit Jahrzehnten zum Thema Mehrsprachigkeit forscht, ist nicht überrascht, als ich ihr davon erzähle. „Dass Kinder mit dem Erlernen mehrerer Sprachen überfordert sein könnten, ist ein hartnäckiger Mythos, der zu dieser Zeit auch von einigen Wissenschaftlern am Leben erhalten wurde. Dabei wissen wir heute: Bilingualität ist für Kinder überhaupt kein Problem.“

Einsprachigkeit sei historisch und global gesehen sogar die Ausnahme. Erst im 18. und 19. Jahrhundert sei sie zum Ideal ausgerufen worden. „Dahinter steckte der Wunsch, die Verständigung und den Zusammenhalt der Bevölkerung innerhalb eines Herrschaftsgebiets zu stärken. Dabei ging es immer auch um Abgrenzung zu dem Anderen, dem Fremden“, sagt Gogolin. Erst die empirische Forschung der heutigen Zeit habe mit den Mythen von der gespaltenen Zunge und der doppelten Halbsprachigkeit (wenn jemand keine der erlernten Sprachen fehlerfrei beherrscht) als möglichen Gefahren der Mehrsprachigkeit aufgeräumt. Frei von Ideologien sei das wissen-



schaftliche Feld aber bis heute nicht. „Wir haben es immer noch mit ideologischen Grabenkämpfen zu tun. Die erkennt man auch an den turnusmäßig auftretenden Forderungen konservativer Politiker nach einer ‚Deutschpflicht‘ in Familien oder auf Schulhöfen.“ 2019 hatte der CDU-Politiker und Bundestagsabgeordnete Carsten Linnemann in einem Interview vorgeschlagen, Kinder, die kein Deutsch sprächen, nicht mit den anderen Kindern einzuschulen – und eine Welle der Empörung hervorgerufen.

Ist denn was dran an diesen Sorgen? „Die Sprache selbst ist nie die Ursache für Probleme, die durch Mehrsprachigkeit entstehen können, sondern es sind Lebensumstände wie Bildungsferne oder Armut“, sagt Gogolin. „Aber die führen auch zu vielen anderen Problemen.“ Kindern ihre Muttersprache zu verbieten bezeichnet sie als „Vernichtung kulturellen Kapitals“. Denn bilingual aufwachsende Kinder verfügen über die mündlichen Kenntnisse – und sollten laut Gogolin im Bildungssystem auch die Möglichkeit bekommen, die Schrift in dieser Sprache zu erlernen und auszubauen, sonst könnten sie sich einen erheblichen Teil ihrer Muttersprache nicht erobern. So gehen nach Angaben Gogolins sprachliche Fähigkeiten verloren, und kognitive Potentiale bleiben ungenutzt.

WAS, WENN MEINE ELTERN FRANZÖSISCH GESPROCHEN HÄTTEN?

Auffällig ist, dass sich viele Forderungen vor allem auf soziale Brennpunkte und migrantisches Gruppen aus dem türkischen oder arabischen Raum beziehen, während manche Menschen viel Geld dafür bezahlen, ihre Kinder in bilinguale Schulen und Kitas zu schicken, in denen sie spielerisch Englisch oder Französisch lernen sollen. Im Gegensatz zu Sprachen wie Türkisch, Arabisch, Polnisch oder Russisch sind Englisch oder Französisch „Prestigesprachen“, die in unserer Gesellschaft ein höheres Ansehen genießen. „Diese soziale Wertigkeit von Sprachen hängt ganz stark von der Wertigkeit ab, die man ihnen Sprechern beimisst. Die Zusammenhänge zwischen Sprache und Macht sind erheblich.“

Hätten meine Erzieherinnen anders gehandelt, wenn meine Eltern statt aus der ehemaligen Sowjetunion aus Frankreich migriert wären? Fest steht nur: In meiner Kindheit und Jugend war kaum etwas für mich so schambehafte wie die Sprache, die meine Eltern sprachen, meine Muttersprache. Sie ließ Rückschlüsse zu, auf unsere Herkunft, unsere Geschichte. Darauf, dass ich anders war. Alles, was ich wollte: vollkommen unauffällig sein, unsichtbar.

„Ein sprachoffenes Klima ist das A und O, damit Kinder sprachliches Selbstbewusstsein entwickeln können.“ Ich muss noch lange über Ingrid Gogolins Worte nachdenken und frage mich, wie es gelaufen wäre, wären die Umstände andere gewesen. Wenn man mich, statt meine Muttersprache als Makel und Hindernis auf dem Weg zum einwandfreien Deutsch zu sehen, gefördert hätte. Wenn ich heute ein sprachliches Selbstbewusstsein hätte, das mich nicht daran

hindern würde, auch nur ein einziges Wort Russisch über die Lippen zu bringen, aus Sorge, dass es so deutsch klingt, wie ich fürchte.

Wie so ein sprachoffenes Klima aussehen kann, weiß Julia Zabudkin. Sie ist Gründerin dreier deutsch-russischer Kitas in Frankfurt. Zabudkin stammt aus der Ukraine und kam Ende der Neunzigerjahre nach Deutschland. Als sie keine Einrichtung fand, in der ihr Sohn auch die russische Sprache pflegen konnte, schloss sie sich mit anderen Familien zusammen. Das ist inzwischen 15 Jahre her. Früher hätten vor allem russlanddeutsche Familien und jüdische Kontingentflüchtlinge ihre Kinder bei „Nezabudka“ (zu Deutsch: Vergiss mein nicht) angemeldet. Bei ihnen spürte sie oft eine Verunsicherung im Umgang mit der eigenen Sprache. „Diesen Menschen wurde lange vermittelt, dass es nicht okay ist, was und wie sie sprechen. Diese Scham hat sich nicht selten auf ihre Kinder übertragen.“

Heute hat meist nur noch ein Elternteil einen Bezug zum Russischen und ein Interesse daran, die Sprache an das eigene Kind weiterzugeben. Hin und wieder gebe es auch Eltern, die überhaupt keinen biografischen Bezug, sondern bloß ein großes Interesse an dem Land und seiner Kultur hätten. Über die freue sie sich besonders: „Alle Familien haben eines gemeinsam: Sie sehen Mehrsprachigkeit als Geschenk, als Erweiterung des Horizonts.“ Damit das klappt, bietet Zabudkin in der Regel Ganztagsstellen an und beschäftigt sowohl deutsch- als auch russischsprachige Pädagoginnen und Pädagogen.

Die Konzepte, mit denen sie arbeiten, heißen Immersion („Sprachbad“) und „One Person, one language“. Das bedeutet, dass jeder der Pädagogen den ganzen Tag über konsequent in seiner Sprache bleibt und das Kind so permanent in Kontakt mit beiden Sprachen kommt. Es badet quasi in den Sprachen und erlebt währenddessen die gleichen Dinge, die Kinder auch in einsprachigen Kitas tun. Es wird gespielt, getobt, getanzt oder gesungen. Dabei legt Zabudkin Wert auf russische Lieder und Märchen. „Nach etwa einem halben Jahr beginnt das Kind, die neue Sprache nicht nur zu konsumieren, sondern auch zu produzieren.“ Eine Garantie, dass es am Ende der Kindergartenzeit einwandfrei Russisch sprechen könne, sei das aber nicht. „Wir können nur die Impulse geben. Wenn die Familien nicht dahinterstehen, dann klappt es nicht.“ Jede Familie sei anders, die Konstellationen seien unendlich vielfältig. Manchmal sei es auch wichtig, nicht zu viel Input zu geben, sondern auch mal einen Gang runterzuschalten, wenn man eine Überforderung spüre.

Die Methode „One Person, one language“ ist nicht unumstritten. Erziehungswissenschaftlerin Gogolin hält sie vor allem im geschützten Bereich der Familie für problematisch. „Kinder sind schlau genug, um zu begreifen, dass der andere Elternteil auch anders könnte, wenn er wollte. Solche erzwungenen Kommunikationssituationen, in denen ein Elternteil vehement darauf beharrt, eine bestimmte Sprache zu gebrauchen, können der Beziehung zum Kind schaden.“ Denn Interaktion zwischen dem Kind und seinen Eltern solle in erster Linie erfreulich, entspannt und liebevoll sein. Unter einer mit Anstrengungen künstlich geschaffenen Situation könnten Kinder auf Dauer leiden.

Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals von meinen Eltern in eine Gesprächssituation mit der einen oder der anderen Sprache gedrängt worden zu sein. Sie nahmen die Empfehlung meiner Erzieherinnen ernst und bemühten sich, auch bei uns zu Hause überwiegend Deutsch zu sprechen. Davon profitierten auch sie selbst. Bis heute ist es in meiner Familie ungeschriebenes Gesetz, dass wir Kinder auf Deutsch antworten, wenn die Erwachsenen uns auf Russisch ansprechen. Das zeigt sich vor allem auf großen Familienfesten und ist vermutlich der Grund, warum ich die Sprache verstehen, aber nicht sprechen kann. Heute bereue sie es manchmal,

damals nicht strenger gewesen zu sein, sagt meine Mutter. Hätte sie strikter auf die Vermittlung ihrer Muttersprache beharrt, würde ich heute beides beherrschen. Dass ich es nicht tue, tut ihr leid.

Meine Eltern handelten damals in der festen Überzeugung, mir so die bestmögliche Integration und Bildung zu ermöglichen. Sie konnten nicht wissen, dass ich so oder so versucht hätte, meine Umgebungssprache auch zu Hause durchzusetzen. Harald Clahsen, Professor für Psycholinguistik am Potsdam Research Institute for Multilingualism (PRIM), rät Eltern dazu, in solchen Fällen stur bei ihrer Sprache zu bleiben, um ein Gegengewicht zur dominanten Sprache zu bilden. In meinem Fall hätte es nicht mehr lange gedauert bis zur natürlichen Bilingualität: „Wir haben festgestellt, dass Kinder, die bis zu einem Alter von fünf, sechs oder sieben Jahren mit zwei Sprachen aufwachsen, über zwei Muttersprachen verfügen.“

ALL DIE JAHRE HADERTE ICH MIT MEINER IDENTITÄT

Sprachen, die nach diesem Zeitfenster innerhalb des frühen Grundschulalters erlernt werden, erreichen kein Muttersprachenniveau, sagt Clahsen. Vor allem kleine Kinder müssten sich beim Spracherwerb nicht anstrengen, das passiere ganz natürlich, so wie das Wachstum der Zähne.

Allerdings gebe es bei den meisten Sprechern immer eine dominantere und eine schwächere Sprache. Clahsen und seine Kollegen vom PRIM untersuchen Spracherwerb und Sprachentwicklung mit neuro- und kognitionswissenschaftlichen Methoden. So messen sie die Hirnströme und Augenbewegungen ihrer Sprecher und erfassen die Millisekunden zwischen Verstehen und Sprechen. Menschen verfügten im Schnitt über ein Vokabular von 30.000 bis 40.000 Wörtern und müssten diese beim Sprechen innerhalb von 100 bis 200 Millisekunden produzieren können. Dabei unterscheiden die Wissenschaftler zwischen dem Kernbereich der Sprache, den jeder erlernt, und dem Peripheren, das stark von äußerlichen Faktoren wie Bildung oder ortsbezogenen Dialekten abhängig ist.

Ob bilinguale Kinder einen Vorteil gegenüber einsprachig aufwachsenden Kindern haben, kann Linguist Harald Clahsen nicht sagen. Ja, es habe Studien gegeben, die mehrsprachig erzogenen Kindern einen kognitiven Vorteil bescheinigten. „Allerdings gibt es genauso viele Untersuchungen, die das nicht belegen. Was allerdings eindeutig bewiesen wurde: dass Bilingualität vor Altersdemenz schützen kann, indem es den Ausbruch der Krankheit um im Schnitt fünf Jahre verzögert.“ Der Effekt lässt sich aber auch durch andere Tätigkeiten wie Sport oder Musizieren erreichen.

Dass ich nicht in der Lage bin, ein flüssiges Gespräch auf Russisch zu führen, liege vor allem daran, dass mir das Vokabular fehle und ich es in der Kürze der Zeit nicht abrufen könne, sagt Clahsen. Ziemlich sicher sei hingegen, dass ich über die Kerngrammatik verfüge. Ich müsse sie nur „reaktivieren“. Auch Ingrid Gogolin von der Uni Hamburg ist überzeugt, dass ich mit viel besseren Voraussetzungen starte als die meisten anderen. Beide Experten ermutigen mich, endlich nachzuholen, was mir so lange eine Sehnsucht war. Eine Leerstelle, die ich zwar immer gespürt hatte, die ich mir aber nie erklären konnte.

Heute weiß ich: Man hat mir meine Muttersprache geraubt. All die Jahre habe ich mit meiner Herkunft gehadert und meine Identität verlernt – das hat wohl auch hier seinen Ursprung. Und ich bin nicht allein. „Dass so viele Menschen versuchen, ihre ursprüngliche Linguallität als junge Erwachsene wiederherzustellen, zeigt, dass ihnen etwas für die eigene Persönlichkeit elementar Wichtiges genommen wurde“, sagt Ingrid Gogolin. „Aber sie können es immer noch nachholen.“ Ich muss schlucken und schaue auf die Uhr. Gleich beginnt mein Kurs. Es ist noch nicht zu spät. ◀

„ZUM FRÜHSTÜCK ZITRONENWASSER MIT ESSIG“



Eine Fahrt vom Hotel Crillon zur Chanel-Schau an der Périphérique. **Veronika Heilbrunner** antwortet auf alle Fragen blitzschnell, denn sie muss öfters Instagram-Stories posten, besonders an solchen Tagen in Paris. Ihre positive Ausstrahlung und ihr Stilgefühl haben sie zu einer der bekanntesten Influencerinnen in Deutschland gemacht. Mit ihrem Verlobten Justin O'Shea gehört sie zu den am häufigsten fotografierten Figuren bei den Modenschauen – wenn die denn stattfinden. Mit O'Shea und dem dreijährigen Sohn Walter lebt die Vierzigjährige in Oberbayern. Von dort aus ist sie viel in der Modewelt unterwegs.

Was essen Sie zum Frühstück?

Erst einmal trinke ich Zitronenwasser mit Essig. Dann gehe ich reiten. Und dann esse ich das auf, was Walter übriggelassen hat: Porridge mit Hafermilch.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Zur Zeit hauptsächlich Vintage. Aber wenn ich irgendwo einen Trachtenladen sehe, gehe ich rein – und finde immer eine Strickjacke oder ein Dirndl, das ich gut finde.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein Baumwollkleid mit Spaghettiträgern von meiner Mutter, das bestimmt schon 50 Jahre alt ist. Das war braun, das habe ich schon früher getragen, wenn ich „Dirty Dancing“ gespielt habe. Ich habe es dunkelblau gefärbt und trage es noch immer im Sommer.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Erst vor kurzem. Da haben wir einen Pop-up-Sale unter anderem mit Kleidern aus meinem Schrank gemacht; die Erlöse gehen an die Hilfsorganisation „Women for Women“. Und in die Päckchen habe ich dann noch einen Brief gelegt.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

„Jeder stirbt für sich allein“ von Hans Fallada. Als wir in England lebten, habe ich Hilary Mantels Roman „Wolf Hall“, auf Deutsch „Wölfe“, verschlungen.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Über News-Podcasts. Ich fahre viel herum, da ist das sehr praktisch.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Mode, Wetter, Land und Leute. Aber in Oberbayern zur Zeit doch eher: „Was meint's ihr, wann der Kindergarten wieder g'schlossen wird?“

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich versuche, Filme zu vermeiden, bei denen ich weinen muss. Da schaue ich mir lieber was Lustiges oder was Gruseliges an.

Sind Sie abergläubisch?

Ich glaube fest daran, dass das, was man sich ausdenkt oder erträumt, auch irgendwann passiert. Außerdem: Ich würde nie eine Handtasche auf den Boden stellen, immer nur auf den Tisch oder den Stuhl. Und wenn man Wasser verschüttet, sofort mit dem Finger reintunken, dann mit dem Finger die Haut berühren, das soll Geld bringen.

Worüber können Sie lachen?

Über alles, gerne auch über Walter. Das ist übrigens ein Vorteil der Maske: Wenn ich streng sein will, aber dabei lachen muss, dann verbirgt die Maske das Grinsen gut. Gleichzeitig muss man versuchen, mit den Augen streng zu bleiben.

Ihre Lieblingsvornamen?

Elisabeth, Walter – also offenbar traditionelle Namen.

Machen Sie eine Mittagspause?

Nein, denn ich frühstücke spät, und bei uns gibt es schon um 17 Uhr Abendbrot.

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

In vielen. England hat mir gut gefallen, als wir da gelebt haben. Dann sind wir aus familiären Gründen nach Bayern gezogen, und das ist natürlich wunderbar. Jetzt liebäugeln wir mit Paris, weil Justin beruflich viel dort ist.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Sriracha-Chilisauce, extra scharf. Außerdem Butter, Käse, Rotwein, denn den trinke ich gerne kalt.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Seitdem ich auf dem Land lebe: definitiv mit.

Was ist Ihr größtes Talent?

Immer positiv zu sein.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Vor dem Reiten essen. Und reiten. Meine Mutter hat letztes gefragt: „Was, du willst springen?“ Darauf ich: „Mama, ich habe mir ein Springpferd gekauft.“ Auch ziemlich unvernünftig: Wir haben einen riesigen Garten, ohne überhaupt gärtnern zu können. Aber es macht Spaß.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Karl Lagerfeld. Ich war als Zuschauerin bei vielen Chanel-Modenschauen, aber habe ihn leider nie kennengelernt. Er hat immer so erfrischend offen geredet.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Keine Uhr, weil ich ohnehin nie draufgeschaut habe. Und bei Schmuck bin ich abergläubisch, da trage ich immer dasselbe: unter anderem einen Cartier-Trinity-Ring, das erste Geschenk, das mir Justin gemacht hat, und den Verlobungsring. Eheringe haben wir schon zu Hause, aber wir haben es noch nicht geschafft zu heiraten.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Free 00 von Vyrao. Die Gründerin dieser Duftmarke, Yasmin Sewell, ist eine Freundin von mir.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Das war vergangenen Sommer bei Freunden in Murnau am Staffelsee. Dabei fand Justin als Australier die Idee ziemlich seltsam, sich an einem Binnensee zu erholen. Aber Walter, der noch gar nicht schwimmen kann, planschte gleich fröhlich drauflos.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Das ist richtig lange her. So lange, dass ich mich gar nicht erinnere – schlimm, so etwas sagen zu müssen.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Nichts.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Kalten Rotwein aus dem Kühlschrank.

Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.




FOTO CLAIRE GUILLOU/LAF

EDGY BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
 FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9
 DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • SCHÄFERGASSE 50 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG
 HOHENSTAUFE NRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN
 HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
 TRUE CHARACTERS


Breguet
Depuis 1775



BREGUET.COM

MARINE 5527